

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten

[urn:nbn:de:bsz:31-339409](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339409)

## Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

### Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser.

(Erzählung von Dr. Heinrich von Schubert.)

Konrad Balbing war der Sohn eines frommen Predigers in einer kleinen Stadt in Hessen. Er hatte sehr frühe Vater und Mutter verloren; ein Onkel nahm den armen Waisen in sein Haus und seine Pflege. Der Knabe zeigte viele Anlage, seine Lehrer ermunterten ihn zum Studium; der Onkel, so unermügend er selber war, stimmte, im Vertrauen auf Gottes Durchhülfe, in den Wunsch der Lehrer ein, und so trat Konrad, mit dem lebendigsten Eifer, den Weg der wissenschaftlichen Bildung an, welcher ganz seinem Verlangen entsprach. Die gewöhnlichen Schulstudien waren vollendet; Konrad konnte mit Ehren zur Universität entlassen werden. Auch hier wurde der bescheidene, fleißige Jüngling bald einem wohlwollenden Lehrer bekannt, der ihm sein Durchkommen auf's Möglichste erleichterte. Aber eben dieser freundliche Mann erhielt einen Ruf an eine andere Universität und folgte demselben; Konrad stand wieder allein mit seinen kaum zur täglichen Nothdurft ausreichenden Mitteln.

Und selbst diese armen Mittel sollten ihm jetzt genommen werden. Der Onkel, welcher sich und die Seinen durch einen kleinen Handel redlich, aber zugleich mühsam ernährt hatte, starb plötzlich: sein sehr geringer Nachlaß gehörte den unmündigen Kindern; für den armen Konrad war nichts geblieben, als etliche Goldstücke und alte Silbermünzen, welche der Onkel bei seinen Lebzeiten an Weihnachten und am Geburtstage seinem Neffen geschenkt, und sorgfältig, mit Hinzuschreibung von Konrads, des Eigenthümers Namen, auf das Papier, in welchem die Münzen eingewickelt waren, für diesen aufgehoben hatte. Diese ganze Erbschaft betrug an Werth nicht ganz 42 Gulden; dieß war Alles, was dem Jüngling zur Vollendung seiner Studien geblieben war. Die Thränen aber, die er am Sarge seines guten Onkels weinte, waren nicht Thränen der Sorge, sondern der dankbaren Liebe und kindlichen Treue gegen den theuren, väterlichen Freund. Er war sogar Willens, jene kleine Sparkasse den Kindern seines Onkels dazulassen; der Vormund derselben aber rieth ihm, er solle das Geld als eine Anleihe behalten, und wenn Gott ihm, woran ja kein Zweifel sei, einst ein

Amt beschere, das ihm Vrob gäbe, dann könne er die kleine Summe, wenn er wolle, mit reichlichen Zinsen an die Hinterbliebenen seines Pflegevaters zurückzahlen.

Konrad kehrte an die Universität zurück. Er verdoppelte seinen Fleiß, während er zugleich seine schon vorhin sehr mäßigen Ausgaben auf die Hälfte heruntersetzte; denn er bedachte, daß die kleine, ihm von seinem sorgsamem Oheim ersparte Summe noch das Einzige sei, das ihm zur Fortsetzung seines Studirens geblieben war. Der Herbst war schon weit vorgerückt; der Winter meldete sich an mit einzelner Schneegestöber; der arme Konrad wagte es nicht, von seinem wenigen Gelde sich Holz zu kaufen, welches in jener Universitätsstadt in ziemlich hohem Preise steht. Daerbarmte sich seiner sein Hauswirth, ein wackerer, alter Handwerksmann, den sein Geschäft, als Schmied, fast den ganzen Tag außer dem Zimmer in der Werkstätte aufhielt, indem er ihn einlud, in seiner wohldurchheizten Stube so viel zu lesen und zu schreiben, als er wolle.

Das Winterhalbjahr ging jetzt zu Ende, in welchem unser Konrad viel gearbeitet und wenig gegessen hatte; denn seine tägliche Nahrung, seit des Onkels Tode, war, außer am Sonntage, wo er gewöhnlich von seinem Hauswirth zum Mittagessen eingeladen wurde, fast nichts anderes gewesen als Kartoffeln, Brot und Obst. Bei all seiner Sparsamkeit sah er sein ererbtes Geld fast schon zur Hälfte aufgegangen; sollte er jetzt einige Kleidungsstücke, vornehmlich Stiefel, sich kaufen, deren er nöthig bedurfte, so blieb ihm kaum noch für die nächsten Monate das Unentbehrlichste übrig. Und seine Universitätsstudien waren noch lange nicht beendet; er hatte noch volle anderthalb Jahre Vorlesungen zu hören. Dennoch behielt er guten Muth, denn er hatte frühe gelernt auf Gott vertrauen.

In dem kleinen Städtchen, wo er geboren war, lebte noch sein Pathe, der Lehrer an der Schule des Ortes; ein Mann, den Gott reichlich mit Kindern gesegnet, mit andern äußern Glücksgütern aber nur wenig versehen hatte. Von diesem war Konrad schon mehrmalen, durch einen Handelsmann, der die Jahrmärkte der Universitätsstadt bezog, eingeladen worden, er solle ihn doch einmal während der Ferien besuchen. Der Jüngling, dem jede Aeußerung von Liebe gegen ihn, den Verlassenen, so wohl that, beschloß jetzt der Einladung zu folgen. Ein wenig Wäsche

und ein gutes Buch auf den Weg, das war Alles, was er zu tragen hatte. Schon am nächsten Tage gegen Abend traf er bei seinem alten Pathe ein, der ihn mit herzlich väterlicher Liebe bei sich aufnahm.

„Warum“, so fragte der alte Freund seines Vaterhauses eines Tages Konrad, „warum entschließen Sie sich nicht zu einer Reise nach Holland? Sie wissen, daß Ihr Großvater, obgleich er auch von Geburt ein Hesse war, in Amsterdam gewohnt hat, und ich weiß es aus Ihres seligen Vaters Munde, daß dort noch sehr wohlhabende Verwandte von Ihnen leben. Was wäre es für einen von diesen, Ihnen das Wenige zu geben, das Sie zur Vollenbung Ihrer Studien noch brauchen. Uebrigens wüßte ich auch eine Gelegenheit, durch welche Sie in diesen Tagen mit wenig Kosten, ja vielleicht ganz umsonst auf einem Rheinschiffe bis nach Rotterdam fahren könnten. Denn es geht ein Fahrzeug, mit Korn beladen, dahin ab, dessen Schiffer mir wohl bekannt ist.“

Der Jüngling zögerte nicht lange auf diesen Vorschlag einzugehen. Sein Pathe, der Schullehrer, fuhr ihn selber auf einem kleinen Bauernwagen bis an den Rhein, sprach dort mit dem Schiffer, versorgte den jungen Reisenden mit einigen Lebensmitteln, mit einem alten Mantel und selbst mit etwas Geld, und wünschte ihm mit herzlichem Händedruck Glück und Segen zu seiner Reise.

Das schwer beladene Kornschiff machte freilich keine großen Tagereisen, doch ließen das schöne Frühlingswetter und der Anblick des lieblichen Rheintales unserm Konrad die Zeit nicht lange werden, welche dieser auch noch überdies zum Lesen und zum Schreiben auf dem langsam dahin gleitenden Fahrzeuge gut benutzte. Endlich war Rotterdam erreicht, der Jüngling verabschiedete sich von dem Schiffer, welcher für die Fahrt und das Schlafen in der Kajüte durchaus keine Bezahlung annahm und zu diesen Wohlthaten auch die noch hinzufügte, daß er ihm einen Platz in einem wohlfeilen Fahrzeuge aushandelte, welches schon am nächsten Tage nach Amsterdam fuhr.

Da war nun Konrad auf einmal in der großen, fremden Stadt, wo Jeder mit sich selber und seinen Geschäften so viel zu thun hat, daß Keiner auf den armen Fremdling zu achten vermag. Einen alten Bürgermann, der mit ihm von Rotterdam hergefahren war, und der Deutsch verstand, hatte er nach einem anständigen und nicht zu theuren Wirthshaus gefragt. Der Bürger wies ihm, beim gemeinschaftlichen Hindurch-

gehen durch eine der nächsten Straßen, ein Gasthaus an, das zwar nicht zu den vornehmsten der Stadt, doch auch nicht zu den geringeren gehörte. Hier setzte sich der Jüngling in eine Ecke des Zimmers, ohne daß Anfangs Jemand auf ihn merkte. Endlich, als er ein Nachtessen begehrt, brachte man ihm viel mehr, als er gewünscht hatte und bedurfte. Das Nachtlager, das man ihm anwies, war so reinlich und so bequem, wie er seit langer Zeit keines gehabt hatte; der Jüngling schlief hinter seinen, ihm ungewohnten Bettvorhängen bis tief in den lichten Morgen hinein. Er war sehr beschämt, da er merkte, wie spät es sei; zu der Beschwärzung kam aber bald auch noch der Schrecken, als er im Wirthshaus nach seiner Rechnung fragte und eine solche vernahm, durch welche der Rest seines Reisegeldes, welches ohnehin auf der langwierigen Rheinfahrt durch das, was der Lebensunterhalt ihm kostete, sehr abgenommen hatte, fast ganz verzehrt wurde. In tiefen Gedanken ergriff er sein kleines Reisebündlein und den Wanderstab.

Schon in Rotterdam, als noch der gutwillige Schiffer sein Rathgeber und Führer war, hatte er sich nach den noch in Amsterdam lebenden Verwandten seiner seligen Mutter erkundigt und erfahren, daß sein mütterlicher Oheim, ein älterer Stiefbruder seiner Mutter, zwar längst gestorben, daß aber sein Sohn am Leben und ein sehr vermöglicher Kaufmann sei, welcher noch überdies eine deutsche Gemahlin und fast lauter deutsche Comptoirdiener habe. Auch die Wohnung seines Verwandten hatte er sich genau bestimmen lassen. Er fragte jetzt einen müßig an der Straße stehenden Mann nach dem ihm bezeichneten Hause; dieser führte ihn durch mehrere kleine, dann aber durch eine sehr lange Straße zu dem angegebenen Orte hin, verlangte aber, zum neuen Schrecken des armen Konrad, für die Mühe des Wegzeigens einen halben Gulden, und ließ sich auch schlechterdings nicht mit weniger abfinden.

Schüchtern trat der Jüngling in das große, reiche Haus seines Verwandten ein. Du kommst ja hier nicht nur zu nahen Vettern, sondern, überdies zu deutschen Landsleuten, so sprach er sich selber Muth zu und fragte nach dem Herrn des Hauses. Man wies ihn in das Comptoir. Nachdem er hier unbeachtet einige Zeit an der Thüre still gestanden, fragte man endlich nach seinem Begehren. Er ließ sich nun zu dem Herrn der Handlung hinführen, nannte diesem seinen Namen, und erzählte mit wenig Worten das Schicksal seiner Familie. Der reiche Vetter betrachtete den Jüngling vom Kopf bis zum Fuß, schrieb

bann wieder ruhig fort und fragte endlich ganz kalt: „Nun? und was ist denn Euer Begehren?“ — Konrad erröthete und Thränen traten ihm in die Augen; er konnte nicht gleich Worte finden. Da sprach einer der jüngeren Herren, ein Schwager des reichen Veters, von deutschen Bettlern und Bettelien, griff nach einigen kleinen Silberstücken und wollte sie dem Jüngling reichen; dieser aber, tief bewegt, verbeugte sich und eilte zum Zimmer hinaus, während die beiden Geschäftsleute ganz kalt wieder an ihren Büchern fortschrieben.

Als Konrad wieder allein war, ließ er seinen Thränen freien Lauf. Schon war Mittag vorüber, und er wußte nicht, wie er mit dem wenigen, ihm noch übrigen Gelde, heute sich sättigen, noch mehr aber, wie er damit ein Nachtlager, ja zuletzt die Rückreise nach Deutschland bestreiten sollte? Der unerfahrene Jüngling kommt endlich auf den Gedanken, er wolle nur schnell hinaus-eilen aus der theuern Stadt und irgendwo, in einem der benachbarten Dörfer, ein wohlfeileres Nachtlager suchen. In dem unübersehblichen Gewirre der Gassen, Kanäle und Häuser der Stadt, wie der Vorstadt, und in der Sorge, etwa wieder einen so theuren Wegweiser zu finden, als der vom heutigen Vormittag war, hatte er nicht gefragt und deshalb sich verirrt, an einer von seinem eigentlichen Heimwege weit abgelegenen Stelle des Strandes. Es war aber eben die Ebbe vorüber; die Fluth trat wieder heranwärts zum Lande. Die Krähen und Dohlen, welche sich reichlich gesättigt hatten an dem Eiß des Meeresgrundes, den die Ebbe ihnen aufdeckte, flogen laut schreiend wieder landeinwärts. Da trocknet der arme Konrad seine Thränen und betet: „Der die Vögel unter dem Himmel mit Futter versorget, der das Schreien der jungen Raben erhört, der wird ja auch wohl mich nicht verlassen, noch versäumen; wird mir heute und morgen mein Stücklein Brod bescheren und mich wieder heimgeleiten in mein liebes Vaterland!“

Während er so hingeht am Strande, sieht er, daß die immer höher anschwellende Fluth eine Flasche herbeischwemmt, aus welcher etwas Weißes hervorschimmert. Jetzt ist sie schon ganz nahe an dem Pfahlwerk des Dammes; Konrad, an einer günstigen Stelle, wo er leichter sich ihr nähern kann, hält sie mit seinem Wanderstabe fest und ist zuletzt so glücklich, sie herauszuziehen. Er bemerkt nun, daß die Flasche ein Papier, dessen Adresse sich durch das Glas deutlich lesen läßt, in sich enthält, übrigens aber leer und an ihrer Mündung wohl verwahrt und versiegelt ist. In gedankenloser Neugier will er sie am Boden zer-

schlagen und das Papier herausnehmen; da rebet ihn ein vorübergehender, freundlich aussehender Mann zuerst Holländisch und, als er hört, daß der junge Frembling nur Deutsch versteht, auf Deutsch an und räth ihm, nachdem er die Adresse auf dem inliegenden Papier gelesen, er solle die Flasche unverfehrt zu dem Kaufmann bringen, an welchen die Aufschrift gerichtet war, denn auf diese Weise geben zuweilen Seelente, wenn sie den unvermeidlichen Untergang ihres Schiffes vor sich sehen, noch eine letzte, wichtige Nachricht, und ein Jeder, mit dem Seegebrauch Bekannter, sei verpflichtet, wenn er eine solche Briefflasche finde, diese dahin zu liefern, wohin die inwendige Aufschrift laute.

Nach einigem Bedenken entschließt sich Konrad, seinen seltsamen Fund an das bezeichnete Kaufmannshaus zu überliefern. Ohnehin hatte er von dem Manne erfahren, daß er hier ganz irre gegangen sei, und daß er, gegen Rotterdam hin, noch einmal durch einen großen Theil der Stadt zurück müsse.

Als er, nach langem Gange, das Kaufmannshaus, das auf dem Papiere benannt und dessen Lage von dem Fremden ihm genau beschrieben war, endlich gefunden hatte, war es schon Abend geworden. Er tritt mit einigem Bangen hinein. „Dort warst Du bei deutschredenden Leuten und Verwandten und man behandelte Dich so verächtlich, wie wird es Dir erst hier bei den ganz Fremden ergehen?“ so denkt er bei sich selber. Doch sagt er einem Bedienten die Absicht seines Kommens. Man führte ihn sogleich in das hell erleuchtete Comptoir. Ein freundlicher, alter Herr, der Besitzer des Hauses, nimmt die Flasche in Empfang, heißt den jungen Mann nieder sitzen, und öffnet dann die Flasche. Nachdem er die Zinlage gelesen, sagt er in ziemlich geläufigem Deutsch: „Gott Lob, daß wir inbeß neue und bessere Nachricht haben; das Schiff, welches damals, als man die Flasche in's Meer senkte, im Kanal in großer Gefahr schwebte, hat sich gerettet und liegt jetzt wohlbehalten hier vor Anker. Aber Ihre Mühe soll dennoch nicht umsonst gewesen sein.“

Mit diesen Worten nahm der alte Herr einige Goldstücke und reichte sie dem Jüngling, der sie dankend empfing und ehrerbietig grüßend sich entfernen wollte, als der Kaufmann ihn zurückrief und ihn nach seinem Namen und Vaterland fragte.

„Ich heiße Konrad Balding“, antwortete der Gefragte, „und bin aus dem Hessenland.“

„Wie?“ forschte der alte Herr weiter, „ist Ihr Vater nicht Prediger daselbst?“

„Mein Vater war allerdings Prebiger, allein er starb schon vor fast zehn Jahren.“

„Und Ihre Mutter?“

„Auch sie überlebte den treuen Vater nur wenige Monate.“

Der Kaufmann wischte sich eine Thräne ab, ergriff den Jüngling bei der Hand, die er ihm treuherzig schüttelte, und sagte: „Ich heiße Sie in meinem Hause willkommen. Ihr seliger Vater hat mich einst sechs Wochen lang, da ich als armer, kranker Soldat zu ihm kam, in seinem Hause wie ein Bruder beherbergt; seiner und Ihrer seligen Mutter treuen Pflege danke ich, nächst Gott, mein Leben, ja, was noch mehr ist, ich danke dem gesegneten Umgange und Einfluß Ihres frommen Vaters noch ein anderes, besseres Leben in meiner Seele, welches seitdem nicht ohne Frucht geblieben ist; ich bin durch ihn, aus meinen jugendlichen Verirrungen, zu mir selber und zu Gott gekommen. Später gelangte ich hierher, trat in diesem Hause, dessen Besitzer nachmals mein Schwiegervater wurde, mein jetziges Geschäst an, und Gott hat mich reichlich gesegnet. Jetzt aber kommen Sie mit mir zu meiner Familie.“

Konrad war bald in dem Hause des edeln Holländers so einheimisch, als sei er von Kindheit an da bekannt gewesen. Die Zeit der Ferien ging aber nun zu Ende; der Studiosus dachte an die Heimreise. Wie erstaunte er so freudig, als er am Tage vor seinem Abzuge auf einmal einen Koffer, gefüllt mit Kleidern und Wäsche auf sein Zimmer, und von dem edeln Kaufmann eine Anweisung in die Hand erhielt, nach welcher ihm, auf unbestimmte Zeit, von einem Handels-hause in Kassel, jedes Vierteljahr zweihundert holländische Gulden ausgezahlt werden sollten. Tief gerührt schied er von dem väterlichen Freunde. Es war nicht das letzte Mal, daß er denselben sah. Denn, nachdem er in Göttingen seine Studien vollendet hatte, folgte er einer abermaligen Einladung nach Holland und erhielt, durch eine besonders günstige Fügung, dort ein Amt, in welchem er viele Jahre segensreich wirkte. Er hatte es, bald nach seiner Anstellung, wagen dürfen, um die Hand der Tochter seines Wohlthäters anzuhalten und erhielt diese. Das schöne große, Haus, welches Konrad Balding in Amsterdam bewohnte, und in dem so mancher deutsche Landsmann gastfreundliche Begegnung fand, konnte Jedem, der die Geschichte seines Besitzers kannte, an die Wahrheit des Spruches erinnern: Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser.

Auch den Kindern seines treuen Pflegevaters

und Oheims in Hessen hatte Konrad Balding das mit reichen Zinsen wieder erstattet, was ihr verstorbener Vater in seiner Armuth auf ihn verwendet hatte; sie gelangten, durch die Kraft des nämlichen Segensspruches, dahin, daß jedes von ihnen zur Arbeit tüchtig wurde, sein eigenes, wohlbegründetes Haus bewohnte und sein ausreichendes tägliches Brod im Frieden essen konnte.

#### Auf dem Jahrmart.

Lenchen darf zum ersten Male  
Auf den Jahrmart gehen —  
Ach, dabei, im stillen Thale  
Gibt's nicht viel zu sehen!  
O wie freut sie sich! Nur eine  
Nacht noch und am andern  
Morgen frühe darf die Kleine  
Mit der Mutter wandern.  
Abends muß sie schon beizeiten  
Sich zu Bette legen:  
Nie geahnten Herrlichkeiten  
Träumt sie froh entgegen. —  
Sieht sie erst die vielen Leute  
Und die schönen Sachen  
Auf dem Markt, da wird sie heute  
Große Augen machen!  
Nichts als Buben, rings im Städtchen,  
Bunte Tücher, Bänder,  
Blondgezöpfte Bauernmädchen,  
Farbige Gewänder;  
Obst die Menge, ganze Haufen  
Brod und frische Wecken:  
„Kommt, ich will Dir Einen kaufen,  
Lenchen, laß Dir's schmecken!“

Auf dem Markte feilschen, kaufen  
Männer, Weiber, Damen —  
Wirres Durcheinanderlaufen,  
Fragen, Handeln, Kramen;  
Wählen, Zählen, oft auch Schelten  
Uebertäuben Einen,  
Drängen, Zwängen und nicht selten  
Leises Kinderweinen.  
Knaben pfeifen, Töpfe Kirren,  
Straßenorgelklänge —  
Wird sich Lenchen nicht verirren.  
In der Menschenmenge?  
Nein, sie schreitet unverdrossen,  
Hochbeglückt und heiter,  
Ob auch hin- und hergestoßen,  
Mit der Mutter weiter.  
Puppen, Backwerk, Honigtuchen,  
Alles, was ein Knaben-  
Oder Mädchenherz versuchen  
Mag, ist hier zu haben. —  
„O wie gut, daß ich zum Glücke,  
Denkt sie frohbekommen,  
Meine drei Zehnpennistücke  
Mit zum Markt genommen!“

E. S.

### Schlimme Reisegeellschaft.

(Mit einer Abbildung.)

Auf einer deutschen Universität besuchte, es war so zu Anfang der dreißiger Jahre, ein flotter, aufgeweckter Student, Georg Münch mit Namen, die Kollegien oder Vorlesungen der Professoren der Rechte, denn er hatte sich vorgenommen, einmal Advokat zu werden. Wegen seines geraden, offenen Wesens, seines heiteren Humors war er sehr beliebt bei der ganzen Burschenschaft. Da er sich aber, unkluger Weise, an politischen Wirren, Umtrieben und Angelegenheiten etwas stark betheiliget hatte, so mußte er, um nicht vor Gericht gezogen zu werden, vorerst nach Frankreich flüchten und dann hinüber über's Meer nach dem freien Amerika, um dort eine Anstellung zu suchen, was ihm endlich, nach langen Mühsalen und Entbehrungen aller Art, glücklich gelang. Er wurde einer der beliebtesten Advokaten der Stadt New-York, gesucht von Allen, die seiner glänzenden Beredsamkeit und seines Scharfsinns bedurften. In's Englische übersetzt, lautete nun Georg Münch's Name: „Squire Monk“. Kundschaft bekam der ehemalige gewiegte Student vollauf und hatte daher ein sehr beträchtliches Einkommen. Für seine deutschen Landsleute, die manchmal gelb- und rathlos in der neuen Welt landeten, zeigte er sich als uneigennütziger Helfer und Rathgeber.

Ein Abenteuer, welches für den pfiffigen, allgemein geschätzten Advokaten ein trauriges Ende hätte nehmen können, soll nun hier, der Wahrheit getreu, den lieben Kalenderlesern erzählt werden.

Ein sehr wichtiges Geschäft, das den Ankauf einer großen Strecke Landes an der nördlichen Grenze des Staates New-York betraf, wurde dem umsichtigen und gewandten Advokaten „Squire Monk“ anvertraut. Es war im Jahre 1848. Dazumal waren erst wenige Eisenbahnlinien vorhanden, und wo solche fehlten, blieb dem Reisenden nur die Wahl, sich entweder Tage lang in einer unbequemen, holpernden Landkutsche einsperren zu lassen oder den Weg reitend zurückzulegen. Weil's nun just Frühling war und der Reisende die Gelegenheit benutzen wollte, die für ihn neuen Gegenden kennen zu lernen, so entschloß er sich zum Reiten. Bereits hatte er mit seinem trefflichen Pferde drei Tagereisen zurückgelegt, ohne daß ihm etwas Besonderes, weder Unangenehmes, noch Unangenehmes, überzwerch in den Weg gekommen wäre. Am vierten Tage ging sein rascher Ritt über ein wildes gebirgiges Land, in welchem nur selten ein Meierhof, eine Anstellung zu finden war.

Von dem langen beschwerlichen Reiten sehr ermüdet, gelangte der Advokat gegen Abend in einen schattigen Forst. Er stieg ab, um sich und seinem Pferde einige Ruhe zu gönnen. Da vernahm er herannahenden Hufschlag und gewahrte bald einen Reiter, der hinter ihm herkam; er saß auf einem stattlichen Rothfuchs, an dessen Sattel zwei schwere Taschen befestigt waren.

Der neue Ankömmling sah gar stark und kräftig aus und schien dem Advokaten eben kein angenehmer und willkommenere Reisegefährte zu sein auf dem einsamen Waldwege. Als er jedoch näher herankam, schwand Georg Münch's anfängliche Besorgniß, denn er glaubte an seiner Kleidung einen reisenden Methodisteprediger zu erkennen.

„Guten Abend, mein Freund“, sagte der auch vom Pferde steigende Fremde, indem er dem Advokaten vertraulich die Hand reichte; „es ist herrliches Wetter! Klingt es nicht unbescheiden, wenn ich mir erlaube, Sie zu fragen, nach welcher Richtung hin Ihre Reise geht?“ Den freundlichen Gruß erwidern, sagte Münch: „Ich reise nach Martinsburg“, worauf der Fremde ganz erfreut ausrief: „Das ist aber wirklich ein höchst willkommener Zufall! Auch ich ziehe nach dem Städtchen Martinsburg, und es wird eine große Ehre für mich sein, die weitere Reise in Ihrer angenehmen Gesellschaft machen zu dürfen. Können Sie mir vielleicht sagen, wie weit wir noch bis zum nächsten Wirthshause haben?“

Der Advokat berichtete ganz offenerzig, daß auch er in dieser Gegend durchaus fremd sei; wenn man ihm aber im letzten Nachtquartiere die Wahrheit gesagt, so wird's wohl nicht mehr weit sein bis zur nächsten Herberge, die verimuthlich am Ausgange des Waldes liegt. Die neuen Bekannten stiegen nun wieder zu Pferd und ritten neben einander fürbaß, ganz vertraulich und gemüthlich plaudern. Der Geistliche schien dem Advokaten ein Mann von Geist und Herz zu sein und als sie, am Ende des Forstes, das versprochene Wirthshaus richtig gefunden hatten, verspürte auch der Advokat eine gewisse Zuneigung für seinen frommen Reisekumpan.

Drei oder vier Gäste saßen bereits in der einsam gelegenen Herberge und der Wirth mußte den neuen Ankömmlingen rundweg erklären, daß sie, falls sie bei ihm übernachten wollten, sich selbster mit Einem Bette begnügen müßten. Da dieser Vorschlag sowohl dem Advokaten als auch dem Methodisteprediger zusagte, so ließen sie ihre Pferde in den Stall führen und begaben sich in die Wirthsstube, um den andern Reisenden sich zuzugesellen.

„Sind Sie durch Cherry-Valley gekommen, meine Herren?“ fragte einer der Gäste, und beide Befragten gaben die gleichlautende Antwort: „Ja, vor zwei Tagen.“

„So; nun dann müssen Sie auch von der Ermordung und Verraubung des Obersten Sturges gehört haben, welche dort vor drei Tagen erst stattgefunden?“ fuhr der neugierige Frager fort.

Der Advokat bemerkte, daß er sich nur ganz kurze Zeit in dem genannten Orte aufgehalten und drum von den dortigen Tagesneuigkeiten durchaus nichts erfahren habe, der Geistliche hingegen berichtete, er habe von der traurigen Geschichte gehört und fügte dann mit großer Salbung hinzu: „Ach, liebe Herren und Freunde, das sind unheilvolle, schlimme Zeiten, wenn friedliche Reisende nicht mehr in Sicherheit ihre Straße ziehen können! Ich vernehme überhaupt, daß Mord und Raub sehr häufig vorkommen auf dieser Seite des Hudsonstroms. Aber“, setzte er mit listigem Lächeln hinzu, „arme Prediger wie ich haben wenig zu fürchten, denn die Schurken würden bei unser einem nur blutwenig finden! Aber hat man denn diesen Strolchen noch nicht auf die Spur kommen können?“

„Etwas Bestimmtes weiß man bis jetzt nicht,“ meinte der Gast, „doch ist kaum daran zu zweifeln, daß der ausgespitzte Schurke, der Tom Wills, dabei theilhaftig ist.“

„Ja, ganz sicher und gewiß“, setzte der eben aus dem Stall zurückkehrende Wirth bei. „Darob waltet nicht der geringste Zweifel! Tom Wills, dieser vermaledeite Gurgelabschneider, hat überall die Hand im Spiel!“

„Tom Wills! Tom Wills!“ wiederholte ganz verwundert der Reiseprediger. „Tom Wills! Sagen Sie mir doch, Freunde, ich bitte, wer dieser Tom Wills eigentlich ist? — Den Namen habe ich noch nie gehört.“

„Dann sind Sie vermuthlich in dieser Gegend hier völlig fremd?“ forschte der Wirth ganz erstaunt.

„Freilich, freilich“, bestätigte der Befragte; „es ist das erste Mal, daß ich den Staat New-York bereise.“

„Nun, so will ich Ihnen denn sagen, meine Herren, wer dieser Tom Wills ist“, entgegnete der sprechfame Wirth. „Er ist ein berühmter Räuber, der, wie man sagt, aus York stammt. Schon seit mehreren Monaten treibt der Kerl sein blutiges Handwerk zwischen Albany und Schenectady in einem Umkreis von nahezu vierzig Meilen. Es ist derselbe Schurke, welcher im vorigen Herbst den Oberst von Renfeller beraubte und in der Grafschaft Montgomery frech

hantirte, bis ihm dort das Land zu heiß wurde wegen der auf ihn gemachten Treibjagd. Jetzt hält er sich auf dieser Seite des Hudson auf, und es ist nicht dem geringsten Zweifel unterworfen, daß der Tom Wills es war, der den Oberst Sturges ermordet und das viele Geld geraubt hat, welches derselbe auf seine Reise mit sich genommen. Ein durchtriebener Bandit dieser Tom Wills!“

Der Bericht des Wirthes war zu Ende. Schauderergriffen hob der Reiseprediger die Hände empor, blickte aufwärts und sprach: „Möge Gott uns gnädig beschützen vor diesem verbrecherischen Menschen!“ Sodann fragte er voll Angst und Sorgen: „Liebe Herren, glauben Sie, daß wir Gefahr laufen werden auf unserer morgigen Reise nach Martinsburg? Am Ende fallen wir gar dem verschmitzten Straßenräuber in die Hände! Vor dem wolle der Herr uns beschützen!“

„Niemals kann man sagen, wo der Tom Wills eigentlich steckt“, entgegnete einer der Reisenden, „denn der Pfiffikus zeigt sich meistens da, wo man ihn am wenigsten erwartet, sogar bringt er nicht selten als ein ehrlich aussehender Mann die Nacht in demselben Wirthshause mit den nämlichen Personen zu, die er am andern Tage beraubt, vielleicht gar ermordet! Es ist ein feiner Spitzbube, und er weiß sich so gut zu verstellen und zu verkleiden, daß selbst seine Helfershelfer und Spießgesellen ihn nicht mehr kennen.“

„Wirklich? Was Sie nicht sagen!“ verwunderte sich der erschrockene Geistliche und sagte dann ganz andachtsvoll: „Lassen Sie uns, werthe Freunde, auf den Schutz des Himmels vertrauen, denn wenn die Sperlinge, wie die Schrift lehrt, nicht ohne Gottes Willen vom Dache fallen, wie sollten wir, die wir doch mehr werth sind als Sperlinge, von ihm verlassen werden?“ Diese frommen Worte des Geistlichen, der so respektabel ausah, fanden allgemeine Zustimmung und ruhiger setzten sich Alle zum Abendessen nieder, das soeben aufgetragen worden.

Wie sie's vorher gewußt, erhielten der Advokat und sein neuer Bekannter ein Bett in einem kleinen Zimmer auf der Rückseite des Wirthshauses. Ehe sie sich niederlegten, schlug der Reiseprediger dem Rechtsgelehrten ein gemeinsames Abendgebet vor, in welchem er auch die fromme Bitte aussprach, daß Beide vor den Fallstricken des sündigen und verschmitzten Buschleppers, des berühmten Tom Wills, beschirmt bleiben möchten.

Als Georg Münch hierauf beim Auskleiden seinen Ueberzieher auf eine Stuhllehne hing, fiel



Schlimme Reisegesellschaft.



aus der Nebentasche ein großes wohlgefülltes Taschenbuch auf den Boden. Seines frommen Gefährten scharfe Augen gewahrten gleich diesen unvermutheten Fall und, die Brieftasche erhebend, gab er dieselbe ihrem Eigenthümer mit der Bemerkung zurück, er scheine sich gut vorsehen zu haben für eine lange Reise.

„Warum nicht“, entgegnete scherzend der Advokat, „besonders wenn meine Barschaft von zwei zuverlässigen Wächtern, wie diese da, beschützt ist.“ Bei diesen Worten zog er aus dem Gürtel seiner Beinkleider zwei geladene Pistolen hervor und legte sie auf den kleinen am Kopfe des Bettes stehenden Tisch. —

Nun begaben die Reisefumpane sich zur ersehnten Ruhe.

Während seines gesunden Schlafes wurde Münch durch Fußtritte im Zimmer aufgeweckt; als er sich erhob und laut fragte, wer hier sei, erwiberte die Stimme seines Bettgenossen: „Ich bin's, mein Freund, die Morgenluft ist mir zu kühl und ich habe deshalb das Fenster geschlossen.“

Nach dieser kurzen, doch keineswegs angenehmen Störung legte sich der Geistliche wieder auf's warme Lager und war, anscheinend, halb nochmals in tiefen Schlaf versunken. Bei Tagesanbruch wurden die Schläfer zum Frühstück geweckt, und als die Strahlen der aufgehenden Sonne die benachbarten Hügel vergoldeten, hatten sie bereits die Weiterreise angetreten. Die zuerst angekommenen Gäste zogen südwärts, während der Advokat mit seinem geistlichen Gefährten die Richtung nach Martinsburg einschlug.

Je weiter der Tag vorrückte, je gesprächiger und mittheilbarer wurden auch die beiden Reisenden. Georg Münch rebete ziemlich offen und freiherrig von dem Zwecke seiner Wanderung, während sein Begleiter seine Lebensgeschichte und Vorfälle aus seinen Reispredigererlebnissen zum Besten gab.

Wie gestern führte der Weg durch eine wilde, spärlich bewölkerte Gegend und Stunden lang konnte man oft reiten, ohne eine Ansiedelung oder irgend einen Menschen anzutreffen. En ritten die beiden Reisenden durch einen Wald, als des Advokaten höchst liebenswürdiger Kumpen, welcher einige Schritte vorauszog, plötzlich sein Pferd anhielt, sich umwendete und dem nicht wenig staunenden Begleiter ein gespanntes Pistol mit den drohenden Worten vorhielt: „Jetzt, Nachbar, habe ich Euch lange genug mit der Maske eines singenden Pfarrers ergötzt und geschwindelt, ich will mich drum auch in einer andern Gestalt zeigen. Augenblicklich gebt Euer

wohlgepäcktes Taschenbuch heraus oder Ihr seid ein Kind des Todes!“

Der Advokat jedoch ließ sich durch diesen ganz unerwarteten Rollenwechsel keineswegs aus der Fassung bringen, sondern zog ein Pistol hervor, spannte den Hahn und drückte es auf den Räuber los. Aber, o Wunder, kein Schuß erfolgte und mit dem zweiten Pistol war's der nämliche Fall.

„Gebt Euch keine vergebene Mühe!“ spottete der Schurke; „ich habe die „Wächter“ Eurer Barschaft unschädlich gemacht und, für heute wenigstens, werden dieselben Euren Geldsack nicht beschützen!“

Während des Advokaten Schlaf in der verwirrenen Nacht hatte sein piffiger Bettgenosse die Zündhütchen von den Pistolen abgenommen und durch andere ersetzt, in denen nur etwas weißes Wachs eingebrückt war, was dazumal, wo das Knallsilber noch unbebeckt in den Kapseln lag, eine leichte Sache war und ganz einfach bewerkstelligt werden konnte. Vermuthlich hatte sich der Piffikus mit solchen tauben Zündhütchen im Voraus für eintretende Fälle versehen.

Aber auch in dieser gefährlichen Klemme war Münch dem frechen Schufte noch gewachsen und verlor drum auch nicht im Geringsten den Kopf. Bedächtig zog er das dicke Taschenbuch hervor, welches die Begierde des Straßenräubers erregt hatte, der aber nicht wußte, daß diese strogende Brieftasche bloß eine Anzahl ganz werthloser Noten von bankerotten Zettelbanken und leeres Papier enthielt. Der vorsichtige Reisende hatte diesen Papierspunder für den Fall eines räuberischen Angriffs zu sich gesteckt, während die echten, gültigen Banknoten in seinen Unterkleidern eingeknäht waren. Begierig griff der Bandit nach dem hingehaltenen Buche, doch der Advokat zog rasch die Hand zurück und schleuberte dasselbe kräftig in das neben dem Wege sich hinziehende Gebüsch. Den kurzen Augenblick, während dessen der erstaunte Räuber dem vermeintlichen, dahinfliegenden Schatze nachsah, benutzte der gewürfelte Rechtsgelehrte sogleich, sein Pferd zu spornen, um aus dem Bereiche des Spigbuben zu gelangen, der dem Taschenbuch nacheilte. Dieser aber, seine Absicht merkend, wollte die Flucht durch einen wohlgezielten Schuß vereiteln. Zum Glück jedoch traf die Kugel den Advokaten nicht, sondern den Kopf des Pferdes, welches eben, in Folge des Spornantriebs, einen Seitensprung gemacht hatte, und nun mit seinem Reiter nach zusammenstürzte.

Jetzt stieg der Räuber von dem seinigen und ging, mit der andern Pistole in der Hand, auf

Münch zu. Als er aber dessen hülflose Lage unter dem gefallenem Rosse sah, sagte er: „Mit Euch will ich nachher schon fertig werden! Jetzt muß ich erst Euer wohlgespicktes Taschenbuch holen. Ihr entlaust mir nicht!“ Mit diesen spöttischen und drohenden Worten entfernte sich der Schurke und drang hinein in's Gebüsch; sein Pferd blieb ganz ruhig auf der einsamen Straße stehen.

Dem arg bedrängten Advokaten kam ein guter Gedanke zur Rettung, den er auch sogleich auszuführen suchte. Alle Kraft anstrengend, arbeitete er sich unter seinem gefallenem Rosse hervor, sprang flugs auf das des Räubers und jagte davon in gestrecktem Galopp. Als der Strolch den raschen Hufschlag hörte, lehrte er sich staunend um und sandte dem Flüchtenden eine zweite Kugel nach, doch zum Glück ohne ihn zu treffen. Der nun pferdelose Räuber suchte sich damit zu trösten, daß der kostbare Inhalt der schweren Brieftasche ihn hinlänglich entschädigen werde für den so unerwartet erlittenen Verlust, wußte er ja doch ganz bestimmt, daß der reisende Advokat eine sehr bedeutende Summe in Werthpapieren mit sich führte. Man mag sich deshalb wohl denken, was der Betrogene für ein jämmerlich Gesicht schnitt, als er die aufgefundenen Brieftasche öffnete und nichts darin fand von allem dem, was er hoffte. Es waren nichts denn völlig werthlose Papierblätter!

Nach halbständigem Ritt erreichte Georg Münch glücklich und wohlbehalten das Städtchen Martinsburg. Es war just ein Wahltag und der Ort daher mit Reuten aus der Umgegend angefüllt. Auf dem freien Platze vor dem Wirthshause fand eine öffentliche Versammlung von Wählern statt, denen der, einer großen Gefahr entronnene Advokat, sein Abenteuer in wenigen Worten schnell mittheilte. Ohne sich lange zu besinnen, stiegen mehrere der muthigen Männer zu Pferde, um die Gegend zu durchsuchen, denn in dem praktischen Amerika verläßt man sich in derlei Fällen, wie anderswo, nicht ausschließlich auf die Polizei, sondern hilft sich lieber gleich selbst.

Georg Münch ließ sich im Wirthshause nun ein Zimmer anweisen und inspicirte hierauf die Satteltaschen des Räuberrosses. Sie enthielten, neben verschiedenartigen Kleidungsstücken, mehr als 1800 Dollars in Gold und Banknoten, auch Papiere, welche den klaren Beweis lieferten, daß des Advokaten frommer Begleiter Niemand anders war als Tom Wills, der durch seine Raub- und Mordthaten das ganze Land in Angst und Schrecken versetzt hatte.

Nach mehrstündiger Abwesenheit kehrten die beherzten Streifzügler sammt und sonders nach Martinsburg zurück, den Räuber festgebunden in ihrer Mitte führend. Anfänglich versuchte der listige Spitzbube sich mit der frechen Behauptung aus der Klemme zu ziehen, der pffiffige Advokat sei der eigentliche Räuber und er ein ganz harmloser Methodisteprediger, indem er vorschlugte, daß sein Pferd und nicht das seines verschmigten Anklägers getödtet worden. Zum Beweis für die Wahrheit seiner Behauptung verlangte er, man solle den Inhalt der Satteltaschen, welche sein schlauer Reisegefährte bei sich habe, näher untersuchen. Glücklicher Weise befand sich ein Mann in dem Städtchen, der den New-Yorker Rechtsgelehrten genau kannte, wogegen der Räuber selbst von mehreren Personen als der berüchtigte und gefürchtete Tom Wills erkannt wurde.

Da man das einfache Gefängniß von Martinsburg für einen so kühnen und schlaunen Verbrecher nicht als fest und sicher genug erachtete, so wurde der Kamerad nach Watertown, in der Grafschaft Jefferson, abgeführt. Dort wurde ihm auch der Prozeß gemacht, bei welchem Georg Münch als Hauptzeuge gegen ihn erschien. Durch den Wahrspruch der Geschworenen zum Tode verurtheilt, büßte er einige Wochen darauf seine vielen Verbrechen am Galgen.

Von dem in Tom Wills Satteltaschen vorgefundenen Golde wurde dem Advokaten, für den Verlust seines Pferdes und die erlittene Zeitversäumnis, eine entsprechende Entschädigung durch den Gerichtshof zuerkannt. Gerechtigkeit vor Allem!

### Drei kurzweilige Stücklein.

(Eingefandte Freundschaft.)

#### 1. Der echte Straßburger.

Vor etwa fünfundzwanzig Jahren, als die kunstvolle, höchst solide Eisenbahnbrücke noch nicht über den Rhein hinüber führte in's babilische Nachbarland und man genöthigt war, wenn einem die kleine Fußreise nicht einleuchtete, in den bekannten gelben Omnibussen den Weg zwischen Straßburg und Kehl zurückzulegen, geschah's eines Tages, daß, beim Abfahren vom Kehler Bahnhof, der Kondukteur, wie gewöhnlich, die Insassen des Wagens zu mustern anfing. Mit einem Paß war keiner derselben versehen und alle Reisenden stellten sich als altbekannte Straßburger vor, für welche natürlich keinerlei Durchgangsformalitäten erforderlich waren. In einer der vier Ecken des Omnibus saß aber einer, der nicht das Glück gehabt, das Lebenslicht zwischen

dem „Dungewehr“ und der „Kruttenau“ zu erblicken, und, o große Noth, der Vermiste hatte gänzlich vergessen, sich mit einem seine Person und Herkunft feststellenden Scheine, einem Reisepaß, zu versehen. Unser wackerer Pfälzer, — er lebt heute noch, — befand sich augenblicklich in einer peinlichen Verlegenheit, verlor jedoch keineswegs den Kopf, sondern faßte sich gleich wieder. Als, der Reihe nach, jeder Mitfahrende auf des Kondukteurs Frage: „Sinn Ihr, obder sinn Sie, an e Stroßburrjer?“ bejahend geantwortet, erwiderte auch der Pfälzer, der Pälzer, wie man dort unten sagt, mit lauter Stimme: „Ja wohl! Ja wohl!“

Ein heiteres, endloses Lachen erschütterte den gelben Omnibus. Der gutmüthige Kondukteur lachte mit und der neugebackene Straßburger durfte ruhig weiter reisen, auch ohne Paß. Wie schon gesagt, der Piffilus zählt heute noch zu den wackeren, freisinnigen Pälzern.

### 2. Schnelles Avancement.

Zu derselben Zeit, in welcher obiges Stücklein sich zutrug, fuhr einmal der Einrender dieser Zeilen von Brumath nach Straßburg. Der Zug war reichlich besetzt, namentlich von Conserits, oder Rekruten, die sich bei dem Conseil de révision, der heutigen Musterung, zu stellen hatten. Einer der zukünftigen Vaterlandsvertheidiger war besonders guten Muthes und sprach mit der größten Begeisterung von dem ihm bevorstehenden Soldatenleben. Ein Bäuerlein, welches neben dem Schreiber dieses saß, konnte die Freude des Rekruten durchaus nicht begreifen und bemerkte demselben, daß er, wenigstens in der ersten Zeit seiner sieben Dienstjahre, harte und schwere Strapazen werde durchzumachen haben. „Papperlapa, macht mir keine Angst!“ scherzte der gutgelaunte junge Mann, „denn Ihr müßt wissen, daß ich gleich bei meinem Eintritt unter die Offiziere komme!“ — „Was? Worum nit gar! Gleich unter d'Offizier!“ verwundert sich der theilnehmende Nachbar, mittheilig die Achseln zuckend, „bis möcht i doch au sehn!“ Und die erklärende Antwort lautet: „I kumm allewäitj gleich unter d'Offizier, denn üewer sie will ich jo nit! M'r muess von unte-m-anfange!“

### 3. Eine Verwechslung.

Die Geschichte der braven Hausfrau, welche das Gefangbuch zum Sauerkraut legte, das in den Backofen wandern sollte, und in Gedanken mit dem „Halsbrätel“ unterm Arm zur Kirche ging, ist männiglich bekannt, weniger aber folgenden Stücklein, das es wohl verdient, ebenfalls erzählt zu werden, als Ergänzung des obigen.

Es ist keineswegs aus der Luft gegriffen, sondern beruht auf einer Thatfache.

Hatte da eine ehrfame Familienmutter in Straßburg zwei Töchter, welche zu den fleißigsten Mitgliedern eines nun eingegangenen, aber bei den alten Meisenlockern heute noch in gutem und gesegnetem Andenken stehenden bürgerlichen „Singkränzels“ gehörten, dessen Sitzungen zwischen 7 und 9 Uhr Abends regelmäßig stattfanden. Nun, wenn sich ein Menschenhals, — sollte er auch einem muntern, lebensfrohen Mädchen angehören, — zwei Stunden lang tüchtig ausgefungen hat, so ist mindestens eine Tasse Milchkaffee daheim nicht vom Uebel. — Wer schildert das Ersiaunen unserer beiden Sangerinnen, als sie eines Abends wohlgemuth nach Hause kamen und, am gewohnten Plage, im Brodkörbchen ein Stückchen Buchenholz gewahrten! Ihr herzliches, lautes Lachen erweckte die gute Mutter, welche im Ruhesessel neben dem warmen Ofen eingenickt war. Aber erst deren komische Bestürzung zu beschreiben, das überlasse ich jeder Hausfrau, die im Kalender diese wahrhaftige Erzählung zu Gesichte bekommt. „Mir geht ein Licht auf wie eine Fackel!“ rief sie bestürzt, indem sie sich hastig von ihrem Sitze erhob und das Ofenthürchen aufriß. Richtig, da lag noch eine längliche, verlohnte Masse: Es war das zum Kaffee für die heimkehrenden Töchter bestimmte „Schillaiwel“, welches, aus schläfrigem Versehen, in den Ofen gesteckt worden; an seiner Stelle war das Stückchen Buchenholz, das die Mutter eben noch nachlegen wollte, in das Brodkörbchen gewandert!

Wie der Abendkaffee den „Singkränzlerinnen“ gemundet hat, darüber wolle man sie selber befragen: sie leben heute noch, gerade wie der Held des Stückleins Nummer 1.

### Etwas aus der Naturgeschichte.

#### Das Damwild.

Der Damhirsch, die Lateiner sagen Cervus dama, hat mit dem Edelhirsch, in seiner Form und in den Verhältnissen, viele Aehnlichkeit, ist aber bedeutend kleiner als dieser, hat kürzeren Hals, kürzere Ohren, längeren Schwanz, anders gefärbtes Fell. Das Männchen, Damhirsch oder wohl auch Dambock genannt, besitzt auch ein ganz anders geformtes Geweih als der Edelhirsch.

Ein starker Damhirsch, oder Damschaufler, wiegt gewöhnlich nur 200—250 Pfund, während ein starker Edelhirsch 400—500 Pfund wiegt. Zur Sommerzeit ist das Fell des Damhirschs lebhaft rothbraun mit weißen Flecken auf dem

Rücken, an den Seiten und auf den Keulen. Das längere Winterhaar ist auf den oberen Theilen durchgehends schmutziggrau, ohne weiße Flecken zu bilden. Bauch, Innenseite der Läufe und der Spiegel sind, sowohl im Sommer als im Winter, weiß; letzterer ist von einem schwarzen Streifen

eingefaßt. Im April und Mai fällt das Winterhaar allmählig aus und wird durch das lebhafter gefärbte Sommerhaar ersetzt.

Das Gehörn oder Geweih des Damhirsches ist nicht so ästig wie das des Edelhirsches, hat keine rauhen Erhöhungen, auch Perlen oder Aus-



wüchse genannt, und wird auch nie so stark und gewaltig.

Dem jungen Hirsch wächst das erste Gehörn acht bis neun Monate nach seiner Geburt; es sind dies zwei einfache, ungeästelte Stangen, welche der Waldmann Spieße nennt. Jetzt heißt der Hirsch: Damspießer. Im Juni des folgenden

Jahres verliert der Damspießer seine Spieße, setzt ein Geweih von zehn Enden auf und ist nun, in der Jägersprache, ein „geringer Damhirsch oder Dambock“. Im darauf folgenden Maimonat wird er „geringer Damschaufler“, er bekommt nämlich ein Gehörn, das an jeder der beiden Stangen zwei Sprossen, die unteren, die

Augsprossen, die oberen, die Eisp sprossen genannt, und über diesen eine geringe Schaufel trägt. In den nächsten Jahren wird das Gehörn immer größer und stärker, namentlich werden die gezackten Schaufeln immer breiter. Der jetzt vollkommen ausgebildete Damhirsch wird, waidmännisch, Kapital schaufler oder auch starker Dambock genannt.

Ursprünglich ist das Damwild im südlichen Europa heimisch: In Spanien, auf der Insel Sardinien und auch in der Berberei. Da sich daselbe leicht an ein kälteres Klima gewöhnt, so ward es, von diesen Landstrichen aus, fast auf das ganze gemäßigete Europa übersiedelt, indem man es theils in Thiergärten zog, theils auch in's Freie aussetzte. In den Thiergärten gibt's Gelegenheiten, die zahlreichen Farben-Spielarten zu beobachten, welche beim Damwild vorkommen; am häufigsten ist die ganz weiße und die tief schwarzbraune Spielart, es kommen aber noch verschiedene andere Farben und unregelmäßig vertheilte Fleckenzeichnungen vor.

Zu seinem Aufenthalt wählt das Damwild gern kleine, von Thälern durchschnittene, walbige Anhöhen, woselbst an gutem kurzen Grase kein Mangel ist. Fette, nasse Weide liebt es nicht und bleibt auch nicht gesund dabei. Laubholz ist ihm lieber als Nadelholz, meistens zieht es solche Reviere vor, wo Beides mit einander abwechselt und wo neben dichten Gebüsch auch lichte Schläge sich befinden. Es hält seinen Stand ziemlich getreu und pflegt nicht, wie das Edelwild, sehr weit fort zu wechseln, wenigstens nicht während der besseren Jahreszeit. In den Wintermonaten jedoch, bei tiefem Schnee und empfindlichem Futtermangel, pflegt es auch seinen Stand zu verändern und sich in mildere Gegenden zu begeben. Das Damwild ist sehr gesellig und bildet größere oder kleinere Rudel, von welchen sich jedoch — die Brunstzeit ausgenommen — die starken Schaufler entfernt halten, indem sie eigene und kleinere Rudel bilden.

Des Damwilds Nahrung ist, je nach der Jahreszeit, sehr verschieden. Im Frühjahr besucht es die an den Walb stoßenden Kleeäcker und Winterfaatfelder und „äst“ außerdem die Triebe und Knospen verschiedener Waldbäume. Im Sommer werden die Getreidefelder, besonders die Haberstücke, von ihm heimgesucht. Im Herbst „äst“ es namentlich Kohl, Früchte aller Art, vorzüglich Bucheckern und Eicheln. Das kurze weiche Gras auf Tristen und Waldbwegen dient ihm überdies stets zur Nahrung, so lange kein Schnee liegt. Im Winter ernährt es sich oft recht kümmerlich, von Flechten, Baumknospen, Rinde,

und von dem wenigen Grünen, das es unter dem Schnee hervorscharrt. In Thiergärten erhält es selbstverständlich seine tägliche Fütterung, welche vorzugsweise in Heu besteht.

Die Brunstzeit des Damwildes beginnt in der Mitte des Octobers und dauert bis zur Mitte des Novembers. Wie beim Edelwild, so kämpfen auch hier die starken Hirsche um die Thiere, jedoch nicht so heftig und anhaltend; wegen des anders geformten Geweihs kommt es auch nicht sehr häufig vor, daß sie sich gefährlich verwunden. Des Damschauflers Hals schwillt gegen das Ende dieser Zeit bedeutend an, was mit dem brüllenden Geschrei, das er jetzt häufig bei Tag und bei Nacht hören läßt, zusammenhängt.

Im Juni oder Juli setzt das Damthier, oder Damgeiß, ein Kalb, bisweilen auch zwei. Die Jungen sind rothbraun, mit weißen Flecken übersät, und haben ein wunderhübsches Aussehen. Ungefähr vier Wochen leben sie sehr versteckt in den dichtesten Gebüsch, wo sie von den Müttern gesäugt und gegen die Angriffe von Raubthieren, als da sind, Füchse, wilde Katzen und Raubvögel, vertheidigt werden. Nachher ziehen sie mit der Alten, welche sie zum Rudel führt. Fängt man die Käbber jung ein und zieht sie mit Milch groß, so werden sie außerordentlich zahm. Die jungen Hirsche werden übrigens, wenn sie einmal das Geweih aufsetzen, durch daselbe bisweilen leicht gefährlich.

Die Fährte des Damwildes, deren Kenntniß von großer Wichtigkeit ist für den Jäger, steht der des Rothwilds an Größe bedeutend nach; eine altes Damthier läßt keine größere Spur als ein Edelwildkalb im September, und die Fährte eines starken Damschauflers ist der eines Edelwildspießers ziemlich gleich. Der fährtekundige Jäger, „welche freilich inmer seltener werden“, unterscheidet die Fährten von Damwild und Edelwild mit Sicherheit, obwohl die Merkmale, die zum Erkennen helfen, mit Worten nicht leicht anschaulich gemacht werden können; dazu gehört lange Übung des Waidwerkes.

Das Fleisch des Damwilds ist sehr geschätzt wegen seines Wohlgeschmacks und seiner Zartheit.

Um das Damwild zu erlegen, sind, wie beim Edelwild, verschiedene Methoden gebräuchlich. Man schießt es auf Treibjagen, auf dem Anstand, auf dem Pürschgang, und früher war es auch der grausamen Barforce-Jagd unterworfen. Die Zeit, in welcher das Damwild mit Fuz und Recht geschossen werden darf, ist, für Schaufler: Anfang Juli bis Ende October; für geringe

Hirsche, Spießer und Schmalthiere: Anfang Juli bis Ende Dezember; für alle Thiere, wenn deren zu viel sind: Anfang September bis Mitte Oktober.

— So, da hätte nun der Bote, der, aus guten Gründen, durchaus kein Waidmann ist, etwas aus der Naturgeschichte abgeschrieben, das vielleicht diesen oder jenen seiner geneigten Leser, dem das edle Jägergewerk lieb ist, angenehm wird unterhalten haben.

### Folgen eines Zaubermittels.

(Mit einer Abbildung.)

Der Bote gedenkt, seine lieben Leser durch folgende Erzählung in das nördliche Europa zu versetzen, nämlich in die schwedische Provinz Dalecarlien, deren Hauptort Falun heißt. Es ist ein sehr gebirgiges Land, mit Eisen- und Kupferbergwerken und ergiebigen Steinbrüchen. Die kräftigen und muthigen Bewohner dieser Gegend haben in der Weltgeschichte von jeher einen guten Ruf sich erworben, wegen ihrer Freimüthigkeit, ihrer Biederkeit und Tapferkeit und ihrer Anhänglichkeit und Treue dem angestammten Herrscherhause gegenüber. Sie unterscheiden sich von den andern Einwohnern Schwedens durch ihre Sitten und Gebräuche, eigenthümliche Tracht und Sprache. Was nun erzählt werden soll, fällt so beiläufig in die Mitte des 17. Jahrhunderts, als Christine, die Tochter des am 6. November 1632, in der Schlacht von Lützen, im Sachsenland, gefallenem Heidenkönigs, Gustav Adolph, auf dem väterlichen schwedischen Throne saß. So, das wäre die Einleitung zu folgender Geschichte, deren Wahrheit gerichtliche Akten verbürgen.

Frau Elsan Ketter, die Besitzerin eines Ackerhofs in dem Dorfe Karlscofen in Dalecarlien, überwachte streng und scharf die Sitten der ihr untergeordneten Bewohner, hielt die müßigen Zungen derselben im Zaum, und war eben so fest entschlossen, niemals, mit dem Tode erst, ihrer Herrschaft zu entsagen. Das Dorf Karlscofen bestand nur aus sieben in einem engen Thale zerstreut liegenden Höfen, welches gegen Norden von einer dichten Fichtenwaldung gesäumt wurde und gegen Süden auf ausgedehntes Matten- und Weideland öffnete, die der kurze schwedische Sommer mit üppigem Grase bedeckte. Die dort wohnenden Bauern befanden sich alle in erfreulichen Umständen, besaßen Rüge und Schafe, Dshen und altherkömmliche Pflüge, und heimsten alljährlich eine reiche Ernte an Gerste, Hafer und Rüben ein. Die Männer hatten den Ruf guter Ackerleute und die Weiber verstan-

den meisterhaft die Bereitung des Käses und der Würste, das Spinnen des Flachses und der Wolle, wie auch das Backen ihres Gerstenbrods und das Brauen des Bieres. Ueber Alle aber, und über ihr gesamntes Schaffen und Treiben, herrschte unbeschränkt Frau Elsan Ketter. Wohl hatte sie einen Gatten, allein der ehrliche Hams, so hieß derselbe, war schon in den Fliederwochen ihrem unbeugsamen Willen völlig unterworfen worden und hatte sein Joch bereits so lange getragen, daß er nie mehr daran dachte, etwas Anderes zu thun, als was die Selbstherrscherin haben wollte. Auch einen Sohn besaß sie und zwei Töchter, die jedoch in gleichem Grade deraufgezogen worden, daß sie der Mutter Weisheit ehren und ihrer unantastbaren Autorität sich fügen mußten ohne die geringste Wiberrede. So herrschte Frau Elsan über ihre Familie, ihr Haus und ihren Ackerhof und zugleich, mit der nämlichen Macht und Gewalt, auch über die andern Familien, Häuser und Ackerhöfe des Dorfes.

Doch, wie kein Erdenklück ohne Schatten und Mangel ist, so hatte auch Frau Elsan eine Quelle geheimen Kammers, denn — sie konnte kein Kalb zum Wachsthum bringen. Die von den kräftigsten Kühen geworfenen Jungen, so zahlreich sie auch zur Sommerzeit waren, fielen sämmtlich nach wenigen Tagen oder Wochen. Alte Leute mit böser Zunge, die, wie sonstwo, in Karlscofen keineswegs fehlten, flüsternten sich heimlich in's Ohr, daß die hochweise Frau die Milch für die jungen Kälber zu sehr mit Wasser vermische; allein, ihrer Versicherung nach, hatte sie alle nur erdenklichen Mittel einer verständigen Wirthschafterin angewendet zur Erhaltung und zum Gedeihen der Jungen, aber trotzdem umsonst. In Augenblicken höchster Aufregung ob dieses unerklärlichen Mißgeschicks, pflegte sie bisweilen Andeutungen fallen zu lassen, daß ihre alte Schwiegermutter, mit der sie sich niemals recht befreundet gekonnt, schuld an diesem Unheil sein müsse, obgleich dieselbe schon zehn Jahre lang im tiefen Grabe lag.

An einem Juninachmittage saß Frau Elsan mit dem Spinnrade vor der Thüre ihres Wohnhauses. Hams, der Gatte, und der Sohn waren bei den Schnittern auf dem Felde, und die Töchter und Mägde machten Heu auf der Wiese. Also saß sie allein, ließ das Spinnrad fleißig schnurren und dachte dabei nach über den einzigen schwarzen Fleck in ihrem sonst ganz glücklichen Leben. Im Laufe dieser Woche war die Bevölkerung des geräumigen Kuhstalles durch zwei Kälber vermehrt worden; doch eines der-

selben hatte schon gestern fallirt und das andere schien seinem Beispiele folgen zu wollen. Es verursachte der musterhaften Hausfrau natürlich großen Kummer, daß ihre Kühe insgesammt Fremdlinge sein müßten und keine davon auf dem Hofe gezogen werden konnte.

Plötzlich unterbrochen nahende Tritte die Stille der einsamen Dorfstraße und als die Gedankenvolle aufschaute, gewahrte sie — was keine gewöhnliche Erscheinung in dem abgelegenen Karls-copen war — einen heranschreitenden Fremden. Es war ein großer, junger Mann, bleich und mager, der, wie's schien, Mangel mochte leiden an kräftiger Nahrung. Seine schwarze Kleidung, wie auch die Mütze, waren abgetragen, staubig und beschmutzt von der Wanderung, aber dennoch nach dem Schnitt der damaligen Mode. Man erkannte in ihm, auf den ersten Blick, einen angehenden Geistlichen der lutherischen Landes-kirche, welcher nach Beendigung der Universitätsstudien, seinen Beruf damit begann, daß er des weiten Kirchspiels entfernte Theile besuchte, um mit der Jugend Unterricht im Katechismus zu halten, den Kranken den Trost der Religion zu spenden und die Moralität der Dorfbewohner im Allgemeinen zu prüfen. In jener Zeit waren diese jungen Geistlichen fahrende Schüler im Schwedenlande, und genossen, da sie auf der Universität gebildet worden, große Achtung in den Dörfern, deren Bewohner, obgleich noch ziemlich unwissend, jede Art der Gelehrsamkeit hochschätzten. Frau Elsan erstaunte deshalb nicht sonderlich, als der Fremde vor ihrer Thüre stehen blieb und sie mit den Worten anredete: „Guten Tag, Mutter! Habt Ihr einen Tropfen Milch oder Dünnbier, oder auch nur einen Becher Wasser für einen durstigen Wanderer?“

„Tretet ein!“ willfahrte die Spinnerin und erhob sich von ihrer Arbeit.

So sehr sie auf Sparsamkeit hielt, durfte sich doch das Ketter'sche Haus nicht durch ungasstliches Benehmen gegen einen Geistlichen entehren, daher der Fremde in die große Familienstube geführt und der beste Platz ihm angewiesen wurde, nämlich ein großer Armstuhl neben dem Herde, darauf ein niedriges Feuer brannte. Nun trug ihm Frau Elsan das Beste aus ihrer Speisekammer auf: guten Käse, frisches Gerstenbrod und köstliches Hausbier; und wie der Anstand im gemüthlichen Dalecarlien es erforderte, setzte sie sich mit dem Spinnrade vor ihn, um das Mahl durch ihre Unterhaltung zu würzen. Natürlich war Karls-copen und die Familie Ketter der Hauptgegenstand des Zwiegesprächs. Der fahrende Schüler erkundigte sich freundlich nach

den Verhältnissen des Dorfes, und Frau Ketter, als dessen anerkanntes Oberhaupt, konnte ihm darüber, sowie über ihren eigenen Haushalt, die gründlichste Auskunft geben. Da der geistliche Zuhörer diesen Mittheilungen viele Aufmerksamkeit zu schenken schien, während er sich das einfache Mahl weiblich schmecken ließ, so ging seine gesprächige Bewirtherin auf eine noch genauere Beschreibung ihrer häuslichen Verhältnisse ein, redete von den Ernten, dem Viehstand, der gesammelten Leinwand, zur Ausstattung der Töchter, und dem glücklichen Erfolge ihres Lebens überhaupt.

„Ihr seid eine von der Vorsehung besonders begünstigte Frau“, lobte der junge Gast. „Auf allen meinen Wanderungen fand ich bis heute keine ähnliche, und es macht mir große Freude zu sehen, wie dankbar Ihr Euch beweihelet für Gottes väterliche Güte und Treue!“

„Ja, das bin ich!“ stimmte Frau Ketter bei. „Allsonntäglich danke ich dem lieben Gott für seine Wohlthaten, und jeden Morgen und Abend in meinem Gebet; auch Hams thut es, wenn ich ihn daran gemahne. Ein Umstand jedoch beunruhigt uns Beide sehr, namentlich mich, weil es sich um das Hauswesen handelt, für welches mein Mann keinen Sinn hat.“

Nun theilte sie dem Geistlichen ihren ganzen Kummer mit hinsichtlich des unerklärlichen Fal-lens der Kälber. Frau Elsan that dies nicht nur in der Hoffnung auf beruhigende Theilnahme, sondern auch Hülfe; denn der Glaube an geheime Mittel zur Erreichung gewisser Wünsche und zur Abwendung von Unheil war damals noch allgemein verbreitet unter dem schwedischen Land-volk. Gelehrte Männer jenen Faches, so hieß es, seien damit bekannt, wenn sie dieselben auch nicht anwendeten. Der eingesehrte geistliche Gast hatte auf der Universität Upsala studirt, wo, nach der Volksmeinung, geheime Wissenschaften gelehrt und getrieben wurden. Konnte er darum nicht vielleicht der sorgenvollen Hausfrau helfen in der Noth; als Dank für die gastfreundliche Bewirthung und das ihm geschenkte Vertrauen ihr ein Mittel angeben, um den Tod fern zu halten von ihrem Kuhstalle? Freilich vertrug sich solches nicht wohl mit seinem geistlichen Berufe, allein er war ein gelehrter Mann, war in Upsala gewesen, und sie war bereit, Alles zu geben, was er verlangen würde, und wollte lebenslang das ihr anvertraute Geheimniß bewahren. Deshalb hörte das Spinnrad augenblicklich auf zu schnur-ren, und die Frau rückte mit ihren Bitten und Versprechungen in leisem, bringendem Tone hervor, als ihr Gast aufstand und sich zum Weiter-



Folgen eines Zaubermittels.



ziehen aufschickte. Doch schweigend hörte er Frau Kettler an, seine Arme auf die Stuhllehne stützend, und schien mehrere Minuten lang zu überlegen, während die Bitten und Vorstellungen der Frau stets dringender wurden und damit endigten, daß sie dem Zauberboden, wie sie meinte, ein Geschenk von zehn blanken Reichsthalern anbot. Endlich blickte er mit einem gewissen Lächeln auf, das ihr als ein gutes Zeichen erschien und neuen Muth einflößte.

„Um's Himmels willen,“ drängte sie, „gewährt mir meine Bitte und nehmt das Geld! Ihr seid ein gelehrter Mann und werdet durch Euer Mittel mein Haus befreien von der auf ihm lastenden Schmach wegen der Kälber! Kein Mensch soll das Geringsste davon erfahren, und die zehn Reichsthaler könnt Ihr ja nützlich verwenden.“

„Wir nehmen eigentlich niemals Geld für derlei Dinge, Mutter,“ entgegnete der junge Theologe mit seinem Lächeln, „weil aber mein Rock und meine Schuhe sehr abgenutzt sind, so will ich ein Geschenk von fünf Thalern nicht abschlagen. Lasset mich hier allein; ich werde dann etwas aufschreiben, das für Euch und Eure Kälber von Nutzen sein kann.“

Während Frau Elsan an die Hausthüre raschen Schrittes ging, voll von ernstern, sogar auch frommen Gedanken, zog ihr gefättigter Gast sein Taschenbuch, das Dintenfäßchen und eine schon geschnittene Feder — Stahlfedern kannte man damals noch nicht — hervor und begann einige Worte auf ein weißes Blatt zu schreiben, wurde jedoch durch die hastig wieder in die Stube zurückkehrende Frau plötzlich unterbrochen, welche ganz ängstlich und bestürzt rief: „Haltet ein, lieber Herr, haltet ein! Greta, die Magd, kommt heim!“

Daß die unvermuthete frühe Heimkehr dieser Magd so großen Schrecken bei der gedankenvollen Hausfrau verursachte, eben jetzt da der Geistliche das geheime Zaubermittel zu Papier bringen wollte, läßt sich dadurch erklären, daß die strenge Gebieterin und Greta nicht auf gutem Fuße miteinander standen. Die Zunge der Dienerin war so beschaffen, daß sogar die an's Befehlen gewöhnte Herrin sie nicht jederzeit in gehöriger Ordnung halten konnte. Wenn die Magd den unbekanntn Gast schreiben und ihn das Papier der Gebieterin einhändigen sah, so wurde das Geheimniß im ganzen Dorfe, ja weiter noch, bekannt. Darum die Hast und der Schrecken der in die Stube zurückeilenden Hausfrau. Aber Greta hatte sie bereits wahrgenommen, und merkend, daß irgend etwas Un-

gewöhnliches hier vorgehen müsse, ihre Schritte beschleunigt. Sie stand daher schon auf der Thürschwelle, als der Fremde das beschriebene Blatt zusammenfaltete, mit schwarzem Lack versiegelte und seinen Fingerring als Petschaft darauf drückte. Dann sagte er leise zu Frau Elsan, indem er Dintensaß, Feder und Taschenbuch wieder einsteckte: „Kommt mit mir hinaus, dann will ich Euch sagen, was Ihr zu thun habt.“ Hierauf verließ er die Stube; Frau Kettler folgte ihm zur großen Verwunderung der Magd, welche den mürrischen Befehl erhielt, sozgleich das Feuer zu schüren und den Suppentopf überzustellen.

Nun sah die Magd Weibe bis a. die Ecke des Kuhstalls gehen, wo sie sich nur kurze Zeit verweilten, der Fremde ihrer Gebieterin einige Worte in's Ohr flüsterter, ihr Etwas in die rechte Hand drückte und aus ihrer linken Etwas empfing, worauf er freundlich Abschied nahm und eiligst die Dorfstraße entlang schritt. Frau Elsan blieb stehen, schaute mit bedenklichem Gesicht ihm nach, dann in ihre rechte Hand, verbarg das darin Enthaltene in der Rocktasche und kehrte sodann in das Haus zurück. Als die anderen Mitglieder der Familie von Feld und Matten heimgelommen, wurde das Erlebniß dieses Nachmittags nochmals erzählt, und auch die Nachbarn und Nachbarinnen mußten so oft davon reden und rühmen hören, daß endlich die Meinung laut wurde, Frau Elsan mache viel zu viel Gewäsch von der kuriosen Sache. Hans, die Kinder und die Dienerschaft bei Kettler'schen Hauswesens hingegen fanden das Erzählte ziemlich wichtig und erbaulich, Greta, die Magd ausgenommen, welche nicht herauszubringen vermochte, was an der Ecke des Kuhstalles gegeben und empfangen worden, und doch die strenge Gebieterin bei Weibe nicht fragen durfte.

Es ist begreiflich, daß die pißige Magd solch ein unlösbares Räthsel nicht für sich allein behalten konnte. Alle Hausfrauen im Dorfe sollten ihr errathen helfen, und die verschiedenartigsten und absonderlichsten Vermuthungen kamen dabei zu Tage. Weil jedoch diese Weiber sämmtlich eine große Scheu vor Frau Elsan hatten, so getraute sich Niemand, mit einer Frage hervorzutreten. Obgleich der ehrliche Hans von der geheimnißvollen Sache munkeln hörte, hin und wieder, so war er doch ein gar wohlgezogener Gatte und zu wenig eifersüchtig, um etwas merken zu lassen wegen des jungen fremden Herrn, welcher sich übrigens auch nicht mehr in Karlscoyen blicken ließ. Greta, die einzige Zeugin der geheimnißvollen Begebenheit, verheira-

thete sich im folgenden Jahre an einen Bauer, der in einem ziemlich entfernten Dorfe wohnte, wodurch nach und nach der räthselhafte Auftritt an der Ecke des Kettler'schen Kuhstalls in Vergeffenheit gerieth.

Etwas aber schien merkwürdig. Alle Nachbarn machten die Bemerkung, daß von jener Zeit an Frau Elsan's Kälber leben blieben und kräftig gediehen, also daß sich bald ihr Ruf als geschickte Kälberzüchterin in der ganzen Gegend verbreitete. Zahlreiche Fremde kamen deshalb von den entlegensten Ortschaften nach Karls copen, um von der klugen und umsichtigen Frau sich belehren zu lassen und boten nicht selten reichliche Geschenke. Diese fremden Besucher kamen und gingen, aber zur allgemeinen Verwunderung der Nachbarn vermochte Niemand in Erfahrung zu bringen, was zwischen ihnen und der Frau Elsan verhandelt und besprochen wurde. Letztere wußte, gleichviel aus welcher Absicht, Schweigen darüber zu bewahren, und da ihr Glück jetzt vollkommen und der schwarze Fleck vertilgt war, so herrschte sie von nun an mit noch unbeschränkterer Macht als je zuvor. Wer da siehet, der sehe wohl zu, daß er nicht falle!

Vollkommenes Glück und unumschränkte Herrschaft können im Laufe von zwanzig Jahren große Veränderungen erleiden; Alles um uns her kann sich anders gestalten. Solches geschah auch in der zweiten Hälfte des siebzehnten Säkulums in verschiedenen Ländern, namentlich auch in Schweden. Die Königin Christine entsagte dem Throne ihres heldenmüthigen Vaters, und die Provinz Dalecarlien erhielt einen eigenen Herzog, welcher mit Weisheit regierte und den möglichsten Nutzen aus ihren verschiedenartigen Bergwerken zog.

Auch der Kettler'sche Ackerhof in Karls copen erlitt seine Veränderungen, welche für dessen Bewohner von nicht minderer Wichtigkeit waren, obgleich dieselben nicht so viel Aufsehen in der Welt erregten. Frau Elsan's Töchter waren herangewachsen, hatten sich verheirathet und die für sie gesammelte schneeweiße Leinwand in Empfang genommen; der ehrliche gute Hams ruhete längst auf dem stillen Friedhofe des Dorfes, an der Seite seiner von der Gattin oft angeklagten Mutter, und an seiner Stelle herrschte, oder diente vielmehr des Hofes einziger Sohn, nachdem er, als besonnener Dalecarlier, eine Hausfrau genommen hatte, um von ihr die bedeutende Landwirthschaft und sich selbst regieren zu lassen. Zwar hätte die verwitwete Frau Kettler dieses Amt auch noch versehen können, und war deshalb mit der Heirath ihres Sohnes nicht ganz einver-

standen gewesen, allein in dieser einen Angelegenheit hatte dieser, sonst so gefügig, seinen Willen behauptet und auch durchgesetzt. Der Schwiegermutter Abneigung gegen sie bemerkte die junge Hausfrau bald, und da dieselbe ebenso genaturt war, so brach schon vor der Hochzeitsfeier der Krieg und Zwist bereits los. Frau Elsan schlug ihr eigenes einfaches Heim in einem Seitengebäude des Ackerhofes auf, das sie, nach den altherkömmlichen Gebräuchen, als ihren Wittwensitz beanspruchte, und erhielt den ihr gebührenden Antheil an den Erzeugnissen des Kuhstalls, der Aecker und Wiesen; trotzdem aber fanden häufig so feindliche Reibungen und Zusammenstöße statt zwischen den beiden gleich herrschsüchtigen Nebenbuhlerinnen, der alten und der jungen, daß endlich das ganze Dorf sich darüber wunderte, wie Hams der Zweite nur glücklich leben könne unter diesen unaufhörlichen Feindseligkeiten.

Ein fortwährender Krieg mit der Schwiegertochter und der Empfang geheimnißvoller Besuche von fremden Gästen tragen nun aber nicht dazu bei, die Gemüthsstimmung und den Ruf einer Person zu bessern. Die einst so mächtige und gebieterische Frau Elsan Kettler wurde ein mürrisches, ängstliches, altes Weib, und ihre Sparsamkeit verwandelte sich in förmlichen Geiz, obgleich sie die reichste Wittwe in Karls copen war, denn außer ihrem Antheile an den Erträgen des ganzen Ackerhofes besaß Niemand im Dorfe so viel Silberzeug, wie sie, das meistens aus den Geschenken der fremden, bei ihr Rath suchenden Gäste bestand. Doch ihre Alleinherrschaft war vorüber; die ärmsten Einwohner des Ortes wollten keine Gesetze mehr von ihr annehmen, die Knechte und Mägde des Ackerhofes traten auf die Seite der Sohnsfrau, die Kinder des Dorfes gaben ihr den Spottnamen „Mutter Geizig“, und Hams Weib, nach fruchtlosem Bestreben die Absichten der fremden Gäste zu erkunden und Antheil an den erhaltenen Geschenken zu nehmen, behauptete endlich offen, ohne Hehl, daß sehr böse, gottlose Dinge vorgehen müßten in der geheimnißvollen Wohnung ihrer Schwiegermutter. — So waren die vorhin erwähnten zwanzig Jahre verlaufen, als sich plötzlich in ganz Dalecarlien eine gewaltige Furcht vor Zauberei zu verbreiten begann und Herzen entbeckt wurden in allen Theilen der Provinz. Des armen Volkes namenlose Leiden in jener Zeit sind nicht zu schilbern. Man sah, oder man meinte es wenigstens zu sehen, allerhand gräßliche, haarsträubende Dinge und hörte die seltsamsten Laute in der Luft und auf den Kirch-

höfen. Viele Personen wurden angeklagt und legten, gezwungener Weise, ein offenes Bekenntniß ihrer Schuld ab, begleitet von wunderbaren und umständlichen Schilderungen dessen, wie sie ihre nächtlichen Flüge auf Besenstielen gehalten und Kinder entführt hätten nach Blakula, einer öden Felseninsel der Däsee, wo sie vom Erbfeinde des Menschengeschlechts in Empfang genommen wurden, der dieselben seinem besondern Dienste weihte. — So lächerlich diese unsinnigen Erzählungen in unserer aufgeklärteren Zeit erscheinen mögen, so füllten sie doch dazumal große gerichtliche Aktenstöße und die Hinrichtungen kamen häufig vor, obgleich diese Volksaufregung zum Glück nicht lange dauerte. Im Bezirk von Mora allein endeten an Einem Tage achtzehn Personen, wegen Zauberei, unter der Hand des Henkers, und die Zahl der Angeklagten und Verurtheilten war so bedeutend, daß der regierende Herzog sich endlich weigerte, noch mehr Todesurtheile zu unterzeichnen, aus Furcht seine Provinz zu entvölkern. Karlscofen war vielleicht wegen seiner Abgelegenheit, oder auch wegen des ruhigen Charakters seiner Einwohner, der letzte Ort, an dem eine Hexe entdeckt wurde, aber auch hier fand sich endlich eine!

Durch einen besonders bittern und heftigen Wortstreit, den sie mit ihrer Schwiegermutter gehabt, gewaltig erregt und erbost, trat die junge Frau Ketter mit der argen Beschuldigung gegen dieselbe hervor, sie sei eine gefährliche, verfluchte Hexe, die, an ungewöhnlichen Orten und zu ungewöhnlichen Zeiten Schierling sammelnd und andere seltsame Dinge treibend, gesehen worden, und berief sich, zur Unterstützung ihrer Anklage, auf die geheimen und räthselhaften Besuche so vieler fremden Gäste. Die Nachbarn, besonders die Nachbarinnen, zu denen das Gerücht der Zauberei bereits aus anderen Ortschaften gedungen war, hörten die giftigen, zornentbrannten Aeußerungen der Schwiegertochter und erinnerten sich an das, was sie von Greta, der einstigen Magd, zur Zeit erfahren hatten. Die alte Wittve Ketter war finster, abstoßend, und ging ihre eigenen, geheimen Wege; mindestens ließen sich die Besuche der weitherkommenden Gäste nicht in Abrede stellen. So fanden sich auch mehrere Kinder, welche dreist versicherten, daß Frau Elsan sie habe verleiten und bereuen wollen, mit ihr nach Blakula zu gehen, und was sonst noch für abgeschmackte und aberwitzige Sachen auf's Tapet kamen. Jedoch gelangte all dieses dumme Zeug zur Kenntniß der gerichtlichen Behörden und . . . Frau Ketter wurde eines Tages an ihrem Spinnrade verhaftet!

Zu Jebermanns Erstaunen stellte sie die Beschuldigungen nicht in Abrede, versuchte keine Vertheidigung und ließ sich ruhig, ohne den geringsten Widerstand, nach Skara, der nächsten Stadt, führen, in welcher ein Gerichtshof seinen Sitz hatte, desgleichen ein lutherischer Bischof, vor welchem die Hexenprozesse verhandelt wurden. Das Bischofsamt bekleidete dazumal ein Abkömmling der alten schwedischen Familie Svedborg. Dieser geistliche Würdenträger, erst kurz zuvor auf den bischöflichen Stuhl erhoben, stand im Rufe eines sehr gewissenhaften und eifrigen Seelenhirten. Seine Berufung zu dieser hohen Stelle verdankte er, wie's allgemein hieß, einer Predigt, welche er, im Beisein des Herzogs, über die Sünden der Zeit, besonders über die schwarze und schreckliche Sünde der höllischen Zauberei, gehalten hatte. Er war in das ihm anvertraute Bisthum mit dem festen und öffentlich erklärten Entschlusse eingezogen, mit allem Eifer und aller Kraft dahin zu wirken, daß dieser Satansdienst ausgerottet werde. Frau Elsan war die Erste auf seiner Liste derjenigen, welche von ihm verhört werden und ihr Urtheil empfangen sollten. Ihre Stellung in Karlscofen, ihre achtbaren Familienverbindungen und ihr geheimnißvolles Treiben im Wittwenitz, welches die Bewohner des stillen Dorfes jahrelang beschäftigt hatte, zogen an dem Tage, der zum Verhör festgesetzt war, eine große Menschenmenge nach dem Gerichtshofe der kleinen Stadt Skara.

Der Sitzungsaal war gedrängt voll von Männern, Weibern und Kindern, welche sämmtlich überaus gespannt waren auf die bevorstehenden gerichtlichen Verhandlungen. Endlich erschien der Bischof in seinem geistlichen Ornat, mit Beisthern und Schreibern, nahm den Richterstuhl ein, und die Angeklagte wurde vorgeführt unter strenger Bewachung.

„Hochwürdiger Herr,“ sagte sie als Antwort auf des Bischofs erste Frage, „ich bin schuldig; gebet Euch keine weitere Mühe mit mir. Ich bekenne frei und offen, seit zwanzig Jahren Zauberei getrieben zu haben und verdiene drum den Tod von Henkershand. Aber ach, hochwürdiger Herr, ist es nicht möglich, daß meine arme Seele Gnade finde vor dem gerechten Gott?“

„Gesteh dein Verbrechen, Weib!“ entgegnete der Bischof. „Ich will dir Zeit gewähren zu bereuen und zu beten; eine wirklich reuige Sünderin soll nicht verloren gehen.“

„Nun, ich bekenne, Hochwürden,“ fuhr Frau Elsan offenerzig fort, indem sie auf die Kniee sank, „daß ich, obgleich niemals in Blakula ge-

wesen und auch nie ein Kind von mir entführt worden ist, Zauberei getrieben habe mit Hülfe eines geheimen Mittels, welches mir ein wandernder junger Geistlicher vor zwanzig Jahren gegeben hat, als ich wegen des unerklärlichen Fallens aller meiner Kälber in großer Besorgniß und Unruhe war. Dies Mittel ist im Futter meines rechten Schuhes eingenäht."

"Ziehe es sogleich hervor und zeige mir's," sagte der Bischof mit einer sichtbaren Verwunderung, als stiege plötzlich eine alte Erinnerung in ihm auf.

Die bejahrte Wittve zog den Schuh aus, öffnete hastig, doch zitternd, das Futter, zog ein kleines Lederstückchen hervor, und aus diesem ein zusammengelegtes, mit schwarzem Lack verlegtes Papier. Der Bischof ergriff das Blatt, entfaltete es, las und las wieder und blühte so vorlegen und bestürzt auf, als wäre er selbst plötzlich schuldig befunden worden. Er faßte sich jedoch schnell wieder und fragte die Angeklagte ganz ruhig, aber ernst: "Was gebot dir der fremde Geistliche, mit deinen jungen Kälbern zu thun, als er dieses Mittel dir einhändigte?"

Die Antwort lautete: "Er befohl mir, ihnen dreimal des Tages, nämlich nach Sonnenaufgang, um Mittag und vor Sonnenuntergang, vier Maß reine, mit keinem Wasser vermischte und unabgerahmte Milch in einem Eimer von Birkenholz und im Namen von Montecoras zu geben, das Mittel im Futter meines rechten Schuhes aufzubewahren und jedes Kalb, vor Einbruch der Nacht, dreimal leicht mit einer Gerte zu schlagen."

"Und hast Du solches gethan?" forschte der Bischof weiter.

"Ja, hochwürdiger Herr, ich war sündig genug, es zu thun", gestand Frau Elsan, "und habe überdies verbotenen Vortheil aus dem Mittel gezogen, indem ich dasselbe weit und breit umher anderen Leuten ließ, deren Kälber in Gefahr waren, elendiglich zu verenden."

"Nun, so stehe getrost auf, gute Frau", rief der geistliche Richter mit freundlicher Miene, "denn jetzt ist an mir die Reihe, ein Geständniß abzulegen!" Sodann, an die Versammlung sich wendend, sprach er die mahnenden Worte: "Ihr Alle, die ihr anwesend seid, höret und merket auf meine Rede. Dieses Papier enthält kein Zaubermittel, sondern nichts als einen albernem Reimspruch, den ich — zu meiner Schande sei es gesagt — selbst geschrieben habe, als ich noch ein wandernder Geistlicher war und nach dem Dorfe Karlscofen kam. Ich kehrte bei dieser guten Frau ein, sie bewirthete mich gastfreundlich und

erzählte mir ihr Leiden und ihre Sorgen wegen des immerwährenden Fallens der Kälber. Da ich merkte, daß sie unwissend genug war, mich für bewandert zu halten in geheimen Zauberkünsten, weil ich auf der Universität von Upsala studirt hatte, so ließ ich mich, da mein bares Geld fast gänzlich verschwunden war, verleiten, ein Geschenk von fünf Reichsthalern anzunehmen, ertheilte dagegen der allzu sparsamen Hausfrau den wohlgemeinten Rath, ihren Kälbern auf gewisse geheimnißvolle Weise gute, ungewässerte Milch zu geben, und schrieb auf das Papier folgenden Reim:

"Das Kalb mag weiß sein oder auch roth,  
Und wenn es nicht lebt, nun, so ist es todt."

"Diesen Unsinn hat die arme, angeklagte Frau zwanzig Jahre lang im Schuh bei sich herumgetragen und geglaubt, ein Zaubermittel zu besitzen und Wunder zu verrichten, und wäre, in Folge dieses unüberlegten, thörichten Scherzes meiner Jugendzeit, und auf Grund ihres eigenen Geständnisses, beinahe zum Tode verurtheilt worden!"

— Niemand im Gerichtshofe war jedoch schwerer von ihrer Unschuld zu überzeugen, als Frau Elsan Ketter selbst. Erst nach langen Vorstellungen und eifrigem Zureden vermochte der Bischof sie zu beruhigen, worauf sie, zufrieden in dem frohen Gedanken keine Hexe zu sein, frei nach Hause ging, und zwar in Begleitung ihrer Schwiegertochter, welche, von jenem Gerichtstage an, freundlicher und einträchtiger mit ihr lebte. Bischof Svedborg aber, der einstige sabrende Schüler, gelangte durch diesen Fall zur festen Ueberzeugung, daß die schwarze Sünde der Zauberei nicht in dem Grade wirklich bestehe, wie er gewöhnt hatte, und war fortan eifrig bemüht, den Verfolgungen der angeblichen Hexen ein Ziel zu setzen. —

Wie gleich zu Anfang bemerkt worden, beruht diese Erzählung auf Thatsachen und gerichtlichen Akten, und es dürfte dem Leser lieb sein, zu hören, daß der Bischof, welcher eine so wichtige Rolle darin spielt, der Vater des bekannten Swedenborg war, des Stifters einer im Norden von Europa weit verbreiteten religiösen Sekte.

#### Der Löwe und sein Hofstaat.

(Eine Fabel nach La Fontaine, in Straßburger Mundart.)

De-n-Umsang von sym Reich möcht Meißter Löb gern kenne,

Un wie viel Böcker er als Eijethum kann nenne,  
Diß woit'r wisse gern; drum gehn mit Extrapost,  
D'Kurrier nooch alle Wind: Süd, Norde, West un Ost,  
Um All, Groß un Klein, vor syne Thron ze lade,  
Voll Ehrfurcht ihre B'uech im Kienni abzestatte,

Es soll e prächt'ger Schmuus, wie m'r noch keine g'sehn,  
Mit Musit un mit Lanz un sunscht Trafari gem!  
E Jeder, wo diß höert, denkt: Do kann ich schunn  
lumme,

Un wurr, in sym Palast, vum Löeb guet uffgenomme.  
Palast? — Jo, glaub's, wer will! Diß Loch wäer e  
Palast?

O wech, der arrig G'stant nimmt eim de-n-Dodem fast!  
D'r Bäer trappt z'erischt ern, rumpft d'Naas, fangt  
an ze schmuuse,

Un wäer halt gar ze froh, krennt widder nus er huuse.  
Diß merkt gleich Meister Löeb; er schnurrt un runzelt  
d'Etien

Un schludt de Bäere nabb mit Hutt un Hoor un  
Hirn! —  
Räecht g'scheh! meint jekt d'r Aff, was hett nurr Der  
ze schmecte?

Nooch Noose, Loblewang riecht's do in alle-n-Ecke!  
So ebbs isch nit erhdert! I wurr vor Zorn ganz roth,  
Un schmect an demm Geruch um's Hoor mich fast ze  
toht! . . .

Kuum saats d'r Aff, ze pactt d'r Löeb 'ne-n-an sym  
Rude,

Un duet ne, wie de Bäer, uff einmol nunterfchlucke! —  
Zuem Fuchs d'r Küenni ruest: „Erus jekt mit d'r  
Sprooch!

Was halt'ich Du von demm G'schmack? Zai, jaa's  
enandernooch!“

„Bom G'schmack,“ meint schlimm d'r Fuchs, „der het  
so hyni Ruppe —

Do riech kein Brösel ich! Habb' just e-n=arge  
Schmuppe!“ —

Die Uszredd' hilst; d'r Fuchs kommt ungeropft d'vorn...  
Zuem Schluß von dere G'schicht nimme, Leser, die  
Lektion:

Will m'r de große Lyt so räecht ze G'alle lewe,  
Ze mueß m'r sie, dent dran, nit in de Himmel hewwe

Un Alles, was sie han un mache, lowwe grad,  
Denn 's ihwertrimme Lobb diß isch e schläechter Staat!

Doch au nit mit d'r Thäer so grad in's Huus mynsalle,  
Wie's do d'r Bäer gemacht, denn diß findt' au kein  
G'alle;

Viel besser isch's, m'r schlicht, wie d'Raß, um's Mueß  
erum:

So het's d'r Fuchs gemacht, der isch gewiß nit dumm!  
D. H.

### Kleider machen Leute.

Ein englischer Gelehrter, der berühmte Johnson, welcher jedoch, wenn man ihn so in seinem sehr originellen, sogar vernachlässigten Anzuge sah, nichts weniger als gelehrt schien, wurde von einem reichen Lord, der viel von ihm sprechen gehört und ihn gern näher kennen gelernt hätte, zu einem Gastmahl eingeladen. Johnson nahm die Einladung an, kümmerte sich aber keineswegs darum, seinen gewöhnlichen abgesehenen und sogar ärmlichen Anzug deswegen zu ändern. Als er vor das stattliche Haus des Lords trat, musterte ihn der Thürsteher von oben bis unten

und bezweifelte, daß er einer der geladenen Gäste sei. Zwischen Beiden entstand ein lauter heftiger Wortwechsel, der bis zu den Ohren des Lords drang und ihn herabtrieb an das Thor. Als er hörte, dieser unscheinbare Fremdling gebe sich für den eingeladenen Johnson aus, fixirte er ihn scharf und meinte dann spöttisch: „Er, der gelehrte und berühmte Johnson! Er sieht mir aus, als könne er zu keiner Gans Vo! sagen!“ — „Boooo!“ rief Johnson ihm gelehnt zu, kehrt dem Hochmüthigen sein lächelnd den Rücken und ging ganz ruhig und ungeessen davon.

### Natürlichster Flickort.

Begegnet sich einmal, dranken in der beliebten Weisthurnstraße, zwei gute Bekannte, die schon manches Glas Bier miteinander im Kaiser und im Adler u. s. w. getrunken. Der eine hat einen zusammengelegten Rock an dem Arm, um denselben, wegen nöthiger Ausbesserung, zum Flickschneider zu tragen. „Michel,“ sagt der andere, „du fängst an gewaltig vornehm zu werden und trägst einen zweiten Rock auf'm Arm wie die Herrenleute; was führst du denn heute im Schild?“ — „Ich gehe zu meinem Schneider in's Kagenekerbruch, um den Rock da flicken zu lassen,“ antwortet der Gefragte ganz ruhig dem bekannten Wismacher, welcher hierauf gar verwundert ausruft: „Wie, was! zu dem Geisbock willst du gehen! Der wird dir den Rock schön verhunzen! Ich, an deinem Platz, würde dies niemals thun, bedenks wohl!“

„Ja, Andrees, wo loosch denn du hyni Sache flicke?“ fragt höchlichst betroffen und ganz verblüfft der gutmüthige Michel, und der pfliffige Schelm, der Andrees, meint lachend: „Wo? Ei, do wo sie verrisse sinn, du Schönde!“

### Der Aderlaß.

Ein viel in Anspruch genommener Bader, oder Barbier, gab seinem neuen, noch höchst unerfahrenen Gefellen, oder vielmehr Gehülfsen, den Auftrag, einem Hausknecht in der Nachbarschaft die Ader zu schlagen. Nach Verlauf einer guten Stunde kehrte der Aberschläger ziemlich verduzt zurück und stattete den merkwürdigen Bericht ab: „Herr, über eine Viertelstunde lang habe ich auf die Ader geschlagen, aber kein Tröpflein Blut wollte kommen. Da langte mir der grobe Kerl eine derbe Maulschelle und, Wunder, nun kam's mit einem Male das gewünschte Blut, jedoch nicht aus seiner Ader, sondern aus meiner Nase. Es wollte gar nicht mehr anshören zu fließen!“

### Das Erdbeben auf der Insel Ischia.

(Mit einer großen Abbildung.)

Auch im abgelegensten Winkel in den Vogesen hat man gewiß von dem großen Unglück gehört, welches sich im verfloffenen Sommer auf der Insel Ischia bei Neapel ereignet hat. Da dies zu den wichtigsten Ereignissen des Jahres zählt, so hat der Kalenderschreiber es für seine Pflicht gehalten, seinen Lesern getreulich Bericht über dieses schreckliche Unglück zu erstatten und ihnen ein schönes, wenn auch berzerrnendes Bild, wie hier neben steht, davon zeichnen zu lassen.

Um aber berichten zu können, wie sich die Sachegetragen hat, muß mir der Leser zuerst eine kurze Beschreibung der Verhältnisse erlauben.

Die Insel Ischia gehört zur Provinz Neapel in Italien. Sie liegt im tyrrhenischen Meer, nordöstlich der Bai von Neapel und wird vom Festland durch den Canal von Procida getrennt. Die Insel hat eine Bevölkerung von etwa 20,000 Einwohnern; ihr Klima ist gesund und mild im Sommer wie im Winter. Sie erzeugt vorzüglich Wein, Del, Südfrüchte, Seide, Kastanien, Schwefel u. Ischia ist berühmt durch seine zahlreichen warmen Quellen, welche sich namentlich in den Dörfern Kasamicciola und Lacco-Ameno niederlassen. Die Insel gehört zu den reichsten Punkten der Erde: die reine Luft, die prächtige Pracht der üppigen Pflanzenwelt, die glänzende Pracht der üppigen Pflanzenwelt, die Villen, Schlösser, Städte, Gärten und Felder, kurz, alles trägt dazu bei, Fremde auf die Insel herbeizulocken, welche von der Natur mit Wundern erfüllt und umgeben worden ist. Die Bewohner sind ein kräftiger, gutgearteter und froher Menschenschlag und die Frauen zeichnen sich durch Schönheit, die durch eine malerische Tracht gebildet wird, sehr vorthellhaft aus.

Auf dem Gipfel des, ungefähr in der Mitte befindlichen, über 800 Meter hohen, ehemals feuerpeinenden, aber seit 1308 erloschenen Berges Epomeo genießt man eine wunderschöne Aussicht auf die Meerbusen von Gaeta, Neapel und Salerno bis auf's Festland von Italien hinüber zum Gebirge der Apenninen.

Reiten wir indessen zum Epomeo zurück und schauen uns seine nähere Umgebung an, so sehen wir, am Fuße desselben an der Westküste der Insel, das Städtchen Forio, nicht weit davon, am Abhange des Epomeo, die Stadt Kasamicciola, und noch weiter hin an der Nordküste, das dritte Städtchen, Lacco-Ameno, alle drei in der nordwestlichen Ecke der Insel.

Am 28. Juli gewährte man unheimliche

Staubwolken, die Vögel und das Gethier wurden unruhig und die Quellen flossen schaumig und trübe. Verständige Leute wußten wohl, daß das ein bevorstehendes Erdbeben anzeige, allein sie dachten: Wenn wir Lärm machen, reisen alle Fremden fort und würden Handel und Wandel gestört; wozu die Unruhe? zumal es hoffentlich nur ein kleines Erdbeben gibt! Am Abend aber gegen 10 Uhr als die Ischianer und die Badegäste schon zu Bette gegangen, die meisten fremden Herrn aber noch auf waren und sich bei dem köstlichen Inselwein, dem süßen Obst, bei Musik und Unterhaltung der milden Nacht erfreuten, da erscholl unterirdischer Donner, ein furchtbares Krachen der zusammenstürzenden Häuser, Mauern, Balken und das Wehen und Hülfeschrei derjenigen Verunglückten, welche nicht schon der Katastrophe erlegen waren. Von den vor einem Augenblick so lebendigen Leuten stürzten nun einige sofort an's Meer, um in allen Fahrzeugen, deren man habhaft werden konnte, nach dem festen Lande zu flüchten und dort die Kunde des Unheils zu verbreiten. Die andern aber begannen, so viel an ihnen, das schwierige Rettungswerk, und es gab darunter Leute, welche schwere Arbeit ihr Lebtage nicht angerührt hatten, die jetzt mit blutenden Händen und abgerissenen Nägeln die Ibrigen aus dem Schutt hervorzuheben suchten. Es waren, nach offizieller Schätzung, 2468 Personen umgekommen; man kann aber wohl das Doppelte annehmen, da ganze Familien mit Einem Schläge aus der Reihe der Lebenden verschwanden, und Niemand einen Vermissten anmeldete.

Unter den vielen vornehmen und ärmern Opfern der Katastrophe befindet sich auch die Gattin des päpstlichen Obersten Blumenziehl, von Oberehnheim, mit zwei Töchtern und einer Dienerin.

Um 8 Uhr Morgens kam nach und nach Hilfe vor Neapel und später vom übrigen Italien an. Die Behörden, die Geistlichkeit und das Militär wetteiferten an Hingebung und an Tapferkeit, um noch zu retten was zu retten war, und so wurden vielleicht noch zweihundert Personen binnen den nächsten vier oder fünf Tagen lebend aus den Trümmern hervorgezogen.

Das größte Lob aber gebührt in dieser Beziehung dem italienischen Arbeitsminister, Herrn Genala, welcher persönlich auf die Unglücksstätte eilte und mit Kaltblütigkeit und Umsicht Tag und Nacht die Rettungsarbeiten leitete. Ihm ist es zu verdanken, daß Ischia, auf die Katastrophe hin, von der Pest verschont blieb; denn nach wenigen Tagen schon entwickelte sich ein entse-

### Ein wunderbares Ei.

(Mit einer Abbildung.)

Auch heuer will der Bote seine lieben Leser, versteht sich, nur in Gebanken, nach jenem, seit längerer Zeit schon vielbesprochenem Goldlande Kalifornien, drüben überm Meere in Amerika, führen, nicht aber um mühsam Gold zu graben im Schweife ihres Angesichts, diesem gelben Metalle, nach dessen Besitz das Dichten und Trachten so zahlreicher Menschenkinder unaufhörlich ringet und strebet, sondern lebiglich, um ihnen eine höchst merkwürdige Geschichte mitzutheilen, deren erster Erzähler, — der Kalendermann ist nur der zweite, — ungefähr mit folgenden Worten beginnt:

Ich war ein junger, gerade neugebacken von der Universität gekommener Arzt, ohne Eltern und nahe Verwandte. Obgleich es der Jugend selten an glänzenden Hoffnungen fehlt, so mußte ich doch sehr bald zur Einsicht kommen, daß die geringen Mittel, welche von meinem väterlichen Vermögen mir übrig geblieben waren, in keiner Beziehung ausreichten, mir über die ersten Jahre einer unsichern ärztlichen Praxis hinwegzuhelfen. Ich faßte deshalb den Entschluß, mein Glück hoffnungsvoll in Amerika zu versuchen, und schiffte mich ein. Als ich aber in New-York landete, war meine Burschenschaft, ohne jeckant gewesen zu sein, so zusammengeschmolzen, daß ich weder in das Innere des Landes reisen, noch in der Stadt selber auf eigene Rechnung etwas anfangen konnte. Ich sah mich daher genöthigt, die nächste beste Beschäftigung für meinen Lebensunterhalt anzunehmen, und wurde so nach einander Kellner in einer deutschen Bierschenke, Handlungsdiener, Krankenwärter und, endlich, Hülfbarzt in einem Spitale. Es waren gar harte und mühselige Lehrjahre, wie sie mehr oder weniger jeder neue Ankömmling aus Europa durchzumachen hat. (Der Bote meint, wenn's dort drüben so aussieht, so thut man besser daran, im Heimatlande zu bleiben und redlich sich zu nähren.)

Als später die Kunde von den goldenen Schätzen in Kalifornien nach der Stadt New-York kam, war ich einer der Ersten, der große Lust fühlte, dem neuen, wunderbaren Goldlande einen Besuch zu machen, und glücklich brachte mich ein Schiff dahin. Anfangs versuchte ich's, gleich den Andern, mit dem Goldgraben, war jedoch damit nicht besonders glücklich und auch der anstrengenden Arbeit bald überdrüssig. Ich hatte trotzdem ein kleines Kapital angesammelt, mit dem ich jetzt einen Waarenhandel anfang, der, bei verhältnißmäßig geringer Nähe, einen

licher Verwünschungsgeruch, und nur dem Umstande, daß die Trümmer eiligst mit Kalk überschüttet wurden, war es zuzuschreiben, daß nicht ansteckende Krankheiten ausbrachen. Es waren die drei Städte Forio, Lacco-Ameno und Kasamicciola, welche am meisten gelitten hatten; namentlich war Kasamicciola furchtbar heimgesucht. Diese Stadt hatte es aber, man möchte beinahe sagen, sich selbst zuzuschreiben, wenn sie eine solche Katastrophe erlitt; denn sie hatte, wenn auch in geringerem Grade, schon in den Jahren 1828 und 1881 ähnliche Katastrophen erlitten und war immer wieder auf den alten Ruinen neu erbaut worden. So wird schon jetzt wieder auf den Ruinen von Kasamicciola gebaut.

Wenn auch hier wieder der Mensch vieles hätte thun können, das Unglück zu verhüten, — Professor Palmieri will sogar wissen, daß der Einsturz unvorsichtig angelegter Steinbrüche mehr damit zu thun habe als die unterirdische Kraft, — so zeigte sich doch der Mensch nach dem Unglück in seinem vollen Glanze. Aus Italien und der ganzen Welt strömten die milden Gaben zusammen, namentlich leidet Paris darin Großartiges, und König Hundert von Italien ist persönlich auf der Insel erschienen und hat die Jannaranden getröstet und ihnen seine Hülfe versprochen. Das Versprechen ist, Dank der Wirksamkeit von allen Seiten, so sehr gehalten worden, daß der Schaden, soweit er in Geld abzuschätzen ist, sozusagen schon jetzt wieder gedeckt ist.

### Gottvertrauen.

Mein Vater, der im Himmel wohnt,  
Als König aller Engel thronet,  
Der ist mir nah' bei Tag und Nacht  
Und gibt auf meine Schritte Acht.

Er nährt den Sperling auf dem Dach,  
Nacht Morgens früh die Vögel wach,  
Er schmückt mit Blumen Wald und Flur,  
Und pflegt die Fiedel der Natur.

Von meinem Haupte fällt kein Haar,  
Mein Vater sieh es immerdar,  
Und wo ich auch verhorren war,  
In Herz und Nieren schauet Er.

Geschrieben stand in Seiner Hand  
Mein Namen, eh' ich ihn gekannt;  
In Seinem Rem geh' ich umher,  
Und Er ist Gott, was will ich mehr?

O Vater mein, wie gut bist Du!  
Gib, daß ich niemals Böses thu';  
Mach' mich den lieben Engeln gleich  
In Deinem großen Himmelreich!

### Das Erdbeben auf der Insel Ischia.

(Mit einer großen Abbildung.)

Auch im abgelegensten Weiler in den Vogesen hat man gewiß von dem großen Unglück gehört, welches sich im verfloffenen Sommer auf der Insel Ischia bei Neapel ereignet hat. Da dies zu den wichtigsten Ereignissen des Jahres zählt, so hat der Kalenderschreiber es für seine Pflicht gehalten, seinen Lesern getreulichen Bericht über dieses schreckliche Unglück zu erstatten und ihnen ein schönes, wenn auch herzzerreißendes Bild, wie hier neben steht, davon zeichnen zu lassen.

Um aber berichten zu können, wie sich die Sache zutragen hat, muß mir der Leser zuerst eine kurze Beschreibung der Verhältnisse erlauben.

Die Insel Ischia gehört zur Provinz Neapel in Italien. Sie liegt im tyrrhenischen Meer, nordöstlich der Bai von Neapel und wird vom Festland durch den Canal von Procida getrennt. Die Insel hat eine Bevölkerung von etwa 30,000 Einwohnern; ihr Klima ist gesund und mild im Sommer wie im Winter. Sie erzeugt vorzüglichen Wein, Del, Südfrüchte, Seide, Kastanien, Schwefel u. Ischia ist berühmt durch seine zahlreichen warmen Quellen und wird von Kranken und Touristen stark besucht, welche sich namentlich in den Ortschaften Casamicciola und Lacco-Ameno niederlassen. Die Insel gehört zu den reizendsten Punkten der Erde: die reine Luft, die vorzüglichen Produkte, die Heilquellen, die glänzende Pracht der üppigen Pflanzenwelt, die Villen, Schlösser, Städte, Gaine und Felder, kurz, alles trägt dazu bei, Fremde auf die Insel herbeizulocken, welche von der Natur mit Wundern erfüllt und umgelegt worden ist. Die Bewohner sind ein kräftiger, gutgearteter und froher Menschenschlag und die Frauen zeichnen sich durch Schönheit, die durch eine malerische Tracht gehoben wird, sehr vortheilhaft aus.

Auf dem Gipfel des, ungefähr in der Mitte befindlichen, über 800 Meter hohen, ehemals feuerpeinenden, aber seit 1308 erloschenen Berges Epomeo genießt man eine wunderschöne Aussicht auf die Meerbusen von Gaeta, Neapel und Salerno bis auf's Festland von Italien hinüber zum Gebirge der Apenninen.

Kehren wir indessen zum Epomeo zurück und schauen uns seine nähere Umgebung an, so sehen wir, am Fuße desselben an der Westküste der Insel, das Städtchen Forio, nicht weit davon, am Abhange des Epomeo, die Stadt Casamicciola, und noch weiter hin an der Nordküste, das dritte Städtchen, Lacco-Ameno, alle drei in der nordwestlichen Ecke der Insel.

Am 28. Juli gewahrte man unheimliche

Staubwolken, die Bögel und das Gethier wurden unruhig und die Quellen stoffen schaumig und trübe. Verständige Leute mußten wohl, daß das ein bevorstehendes Erdbeben anzeige, allein sie dachten: „Wenn wir Lärm machen, reisen alle Fremden fort und würden Handel und Wandel gestört; wozu die Unruhe? zumal es hoffentlich nur ein kleines Erdbeben gibt!“ Am Abend aber gegen 10 Uhr als die Ischianer und die Badegäste schon zu Bette gegangen, die meisten fremden Herrn aber noch auf waren und sich bei dem köstlichen Inselwein, dem süßen Obst, bei Musik und Unterhaltung der milden Nacht erfreuten, da erscholl unterirdischer Donner, ein furchtbares Krachen der zusammenstürzenden Häuser, Mauern, Balken und das Wehe- und Hülfeschrei derjenigen Verunglückten, welche nicht schon der Katastrophe erlegen waren. Von den vor einem Augenblick so lebensfrohen Leuten stürzten nun einige sofort an's Meer, um in allen Fahrzeugen, deren man habhaft werden konnte, nach dem fernsten Lande zu flüchten und dort die Kunde des Unheils zu verbreiten. Die andern aber begannen, so viel an ihnen, das schwierige Rettungswerk, und es gab darunter Leute, welche schwere Arbeit ihr Lebtage nicht angerührt hatten, die jetzt mit blutenden Händen und abgerissenen Nägeln die Ihrigen aus dem Schutt hervorzugraben suchten. Es waren, nach offizieller Schätzung, 2468 Personen umgekommen; man kann aber wohl das Doppelte annehmen, da ganze Familien mit Einem Schläge aus der Reihe der Lebenden verschwanden, und Niemand einen Vermissten anmeldete.

Unter den vielen vornehmen und ärmern Opfern der Katastrophe befindet sich auch die Gattin des päpstlichen Obersten Blumenstiehl, von Oberehheim, mit zwei Töchtern und einer Dienerin.

Um 6 Uhr Morgens kam nach und nach Hilfe von Neapel und später vom übrigen Italien an. Die Behörden, die Geistlichkeit und das Militär wetteiferten an Hingebung und an Tapferkeit, um noch zu retten was zu retten war, und so wurden vielleicht noch zweihundert Personen binnen den nächsten vier oder fünf Tagen lebend aus den Trümmern hervorgezogen.

Das größte Lob aber gebührt in dieser Beziehung dem italienischen Arbeitsminister, Herrn Genala, welcher persönlich auf die Unglücksstätte eilte und mit Kaltblütigkeit und Umsicht Tag und Nacht die Rettungsarbeiten leitete. Ihm ist es zu verdanken, daß Ischia, auf die Katastrophe hin, von der Pest verschont blieb; denn nach wenigen Tagen schon entwickelte sich ein entse-

licher Verwefungsgeruch, und nur dem Umstande, daß die Trümmer eiligst mit Kalk überschüttet wurden, war es zuzuschreiben, daß nicht ansteckende Krankheiten ausbrachen. Es waren die drei Städte Forio, Racco-Ameno und Casamicciola, welche am meisten gelitten hatten; namentlich war Casamicciola furchtbar heimgesucht. Diese Stadt hatte es aber, man möchte beinahe sagen, sich selbst zuzuschreiben, wenn sie eine solche Katastrophe erlitt; denn sie hatte, wenn auch in geringerem Grade, schon in den Jahren 1828 und 1881 ähnliche Katastrophen erlitten und war immer wieder auf den alten Ruinen neu erbaut worden. So wird schon jetzt wieder auf den Ruinen von Casamicciola gebaut.

Wenn auch hier wieder der Mensch vieles hätte thun können, das Unglück zu verhüten, — Professor Palmieri will sogar wissen, daß der Einsturz unvorsichtig angelegter Steinbrüche mehr damit zu thun habe, als die unterirdische Kraft, — so zeigte sich doch der Mensch nach dem Unglück in seinem vollen Glanze. Aus Italien und der ganzen Welt fließen die milden Gaben zusammen, namentlich leistet Paris darin Großartiges, und König Humbert von Italien ist persönlich auf der Insel erschienen und hat die Jammernden getröstet und ihnen seine Hilfe versprochen. Das Versprechen ist, Dank der Mitwirkung von allen Seiten, so sehr gehalten worden, daß der Schaden, soweit er in Geld abzuschätzen ist, sozusagen schon jetzt wieder gedeckt ist.

#### Gottvertrauen.

Mein Vater, der im Himmel wohnt,  
Als König aller Eng'el thront,  
Der ist mir nah' bei Tag und Nacht  
Und gibt auf meine Schritte Acht.

Er nährt den Sperling auf dem Dach',  
Nacht Morgens früh die Vöglein wach,  
Er schmückt mit Blumen Wald und Flur,  
Und pflegt die Zierde der Natur.

Von meinem Haupte fällt kein Haar,  
Mein Vater sieh' es immerdar,  
Und wo ich auch verborgen wär',  
In Herz und Nieren schauet Er.

Geschrieben stand in Seiner Hand  
Mein Namen, eh' ich ihn gekannt;  
An Seinem Arm geh' ich umher,  
Und Er ist Gott, was will ich mehr?

O Vater mein, wie gut bist Du!  
Gib, daß ich niemals Böses thu';  
Mach' mich den lieben Engeln gleich  
In Deinem großen Himmelreich!

#### Ein wunderbares Ei.

(Mit einer Abbildung.)

Auch heuer will der Bote seine lieben Leser, versteht sich, nur in Gedanken, nach jenem, seit längerer Zeit schon vielbesprochenem Goldlande Kalifornien, drüben überm Meere in Amerika, führen, nicht aber um mühsam Gold zu graben im Schweiß ihres Angesichts, diesem gelben Metalle, nach dessen Besitz das Dichten und Trachten so zahlreicher Menschentinder unaufhörlich ringet und strebet, sondern lediglich, um ihnen eine höchst merkwürdige Geschichte mitzutheilen, deren erster Erzähler, — der Kalendermann ist nur der zweite, — ungefähr mit folgenden Worten beginnt:

Ich war ein junger, gerade neugebäcker von der Universität gekommener Arzt, ohne Eltern und nahe Verwandte. Obgleich es der Jugend selten an glänzenden Hoffnungen fehlt, so mußte ich doch sehr bald zur Einsicht kommen, daß die geringen Mittel, welche von meinem väterlichen Vermögen mir übrig geblieben waren, in keiner Beziehung ausreichten, mir über die ersten Jahre einer unsicheren ärztlichen Praxis hinwegzuhelfen. Ich faßte deshalb den Entschluß, mein Glück hoffnungsvoll in Amerika zu versuchen, und schiffte mich ein. Als ich aber in New-York landete, war meine Burschaft, ohne seetant gewesen zu sein, so zusammengeschmolzen, daß ich weder in das Innere des Landes reisen, noch in der Stadt selber auf eigene Rechnung etwas anfangen konnte. Ich sah mich daher genöthigt, die nächste beste Beschäftigung für meinen Lebensunterhalt anzunehmen, und wurde so nach einander Kellner in einer deutschen Bierschenke, Handlungsdiener, Krankenwärter und, endlich, Hülfzarzt in einem Spital. Es waren gar harte und mühselige Lehrjahre, wie sie mehr oder weniger jeder neue Ankömmling aus Europa durchzumachen hat. (Der Bote meint, wenn's dort drüben so aussieht, so thut man besser daran, im Heimathlande zu bleiben und reblich sich zu nähren.)

Als später die Kunde von den goldenen Schätzen in Kalifornien nach der Stadt New-York kam, war ich einer der Ersten, der große Lust fühlte, dem neuen, wunderbaren Goldland einen Besuch zu machen, und glücklich brachte mich ein Schiff dahin. Anfangs versuchte ich's, gleich den Andern, mit dem Goldgraben, war jedoch damit nicht besonders glücklich und auch der anstrengenden Arbeit bald überdrüssig. Ich hatte trotzdem ein kleines Kapital angesammelt, mit dem ich jetzt einen Waarenhandel anfang, der, bei verhältnißmäßig geringer Nähe, einen





Das Erdbeben in Ischia.

sehr beträchtlichen Gewinn abwarf. Meine meisten Waaren aller Art kaufte ich in Sacramento, einer unsern gelegenen Stadt, und schaffte sie von dort in die Goldminen, woselbst mir die Gelegenheit nicht mangelte, meine Ankäufe zu hohen Preisen wieder abzusetzen.

Ich hatte von Jugend auf immer eine eigene Vorliebe zum Studium der menschlichen Gesichtszüge ober, gelehrter gesprochen, der Physionomie, und es ziemlich weit gebracht in dieser Kunst. Dieser mein neuer Beruf bot mir vielfache Gelegenheit, die früher gesammelten Erfahrungen zu erweitern. Aller Arten Gesichter kamen mir vor in meinem Waarenlager, schöne und häßliche, gutmüthige und boshafte, und zwar aus allen bekannten Ländern und Völkern.

Mein Verkaufplatz bestand aus einem aus wohlfeilem Zeug errichteten Zelte von bedeutendem Umfang. Bei mir war zu finden: Mehl, gepöckelt Schweinefleisch, Kaffee, Thee, Branntwein und so weiter. Das geistige Getränk wurde am meisten begehrt; in der trockenen Jahreszeit gab's viel durstige Leute, denen bloßes Wasser nicht genügte. War's hingegen kühl oder naß und feucht, so trank man ebenfalls Branntwein, um sich zu erwärmen und der Fieberlust entgegenzuwirken. Machte ein Goldgräber einen guten Fund, so wurde sein Glück bei der Flasche gefeiert; war einer unglücklich, so suchte er sich durch Schnaps die Grillen zu vertreiben. Er mußte welchen des Morgens haben, um sich heiter zu stimmen und zur Arbeit zu stärken, und ebenso des Abends, um gut schlafen zu können. Man brauchte ihn bei etwaigem Kauf oder Verkauf, bei Gewinnst oder Verlust; kurzum, der Branntwein bildete das wahre, unentbehrliche Lebenselixir, und es war deshalb auch kein Wunder, daß ich in diesem Artikel sehr gute Geschäfte machte.

Da mein Zelt die einzige Bezugsquelle für geistige Getränke und Lebensmittel in jener Gegend bildete, so kam ich mit sehr verschiedenartigen Leuten in nähere Berührung. Ich sage mit Leuten aller Art, weil's schwer sein dürfte, außerhalb der Grenzen Kaliforniens, des so hochgelobten Goldlandes, einen solchen Zusammenfluß von Weisen, Schwarzen und Rothem, eine solche Mischung von gebildeten Leuten, Arbeitern, Spielern, Gaunern, Dieben und Mördern irgendwo anzutreffen. Unter dieser Umgebung hatte ich nun hinlänglich Gelegenheit, physionomische Studien zu machen. Allein die gewöhnlichen Gesichter, auf denen die Verbrechen und Leidenschaften mit Frakturschrift deutlich geschrieben standen, übten sehr bald keine Anzie-

hungskraft mehr auf mich aus, und ich war sehr darauf gespannt, ob ich nicht einen oder den andern werde zu sehen bekommen, dessen inwendiger Mensch sich nicht so klar und einfach auf seinen Gesichtszügen abspiegelte.

Es dauerte nicht lange, so fand ich unter meinen zahlreichen und zusammengewürfelten Kunden einen heraus, dessen Erscheinung ein sehr lebhaftes Interesse in mir erweckte, weil er ein gewisses Etwas an sich hatte, wodurch er sich von den Uebrigen allen sehr wesentlich unterschied.

Dem Anscheine nach war derselbe ungefähr fünfundzwanzig Jahre alt, von mittlerer Größe, schlank, von dunkler Gesichtsfarbe, hatte regelmäßige Züge, schwarzes straffes Haar, schwarze Augen und einen Vollbart, der den ganzen untern Theil seines Antlitzes bedeckte. In dem Allen lag just nichts Auffallendes. In seinem Benehmen war er ruhig und gefest, wortkarg, kaufte seinen Bedarf an Mehl, Salzfleisch und Thee, bezahlte mit Goldstaub und verließ mein Zelt gewöhnlich mit einem höflichen Gruß. Branntwein kaufte dieser Kunde niemals, und wie gesagt, er fing an mich zu interessiren, doch konnte ich mir noch keine Rechenschaft darüber geben, warum dies eigentlich geschah. So viel ist indeß gewiß, daß ich lebhaft wünschte, des Mannes Charakter zu studiren und tiefer in sein Inneres zu bringen, und suchte deshalb, so oft er bei mir erschien, seinen Aufenthalt und sein Verweilen möglichst zu verlängern, so weit dies, ohne Verdacht zu erregen, geschehen konnte. Gewöhnlich that ich, als ob ich nicht sogleich etwas von dem, was er verlangte, finden konnte und benötigte diese kurze Suchzeit, um Bemerkungen zu machen über das Wetter, über das Land und die Goldminen, kurz, über solche Gegenstände, die zur Unterhaltung Anlaß gaben. Derartigen Gesprächen wich zwar mein räthselhafter Kunde nicht geradezu aus, bewahrte aber dabei eine Zurückhaltung, welche jede Annäherung oder Vertraulichkeit ausschloß. Seine Antworten verriethen stets den Mann von Geist und Bildung, und ich fing an, ihn für eine Art Philosophen zu halten. Vielleicht aber war er nur ein unpraktischer und selbstsüchtiger Träumer, wenn ich mich so ausdrücken darf.

Eines Tages, ohne zu wissen warum, brachte ich das Gespräch auf gewisse abergläubische Ideen und Meinungen, wie man deren allgemein im Munde des Volks antrifft, und zu meiner Ueberraschung gewahrte ich, daß mein Mann dem Gespräch sehr aufmerksam zuhörte. Der Ausdruck seines Auges veränderte sich merklich; es wurde klarer und ihm entströmte ein seltsamer und

eigenthümlicher Glanz. Dabei fiel es mir zum erstenmal auf, daß ich niemals in meinem Leben ein solches Auge gesehen hatte, ein Auge, scheinbar so offen, daß man bis in die Seele blicken konnte, und das dennoch so Vieles verbarg. Er war in diesem Moment nicht auf seiner Hut, das Thürlein oder Fensterlein war wirklich offen und ich konnte bis tief in das Innerste sehen. Dieser tiefe Einblick erfüllte mich mit Schreck und Grauen, denn ich glaubte deutlich zu sehen, daß die Seele dieses unheimlichen Kunden eine schwarze sein müsse.

Bisher war ich nicht im Stande gewesen, etwas aus ihm zu machen, weil er eine undurchbringliche Maste, so zu sagen, auf seinem Gesichte trug. Jetzt aber hatte ich den Schlüssel zu dem Geheimnisse, und ich war entschlossen, Gebrauch davon zu machen. Abergläubische Dinge erregten des Mannes Interesse und er war abergläubisch. Gute Menschen können abergläubisch sein, aber böse, verworfene Menschen, die sind es in der Regel immer, weil sie eine Hölle von schrecklichen Einbildungen in sich tragen. So war es mit dem vor mir stehenden Manne; dies konnte ich in seinen Augen lesen, als ich den Aberglauben auf seine Einbildungskraft wirken ließ. Daher erzählte ich ihm Geschichten von Ahnungen, Geistern und Gespenstern, bis er blaß und bleich ward vor Furcht, mit zusammengepreßten Lippen athmete und trotz seiner starken Nerven und entschiedenen Willenskraft zu zittern begann. Von Natur war er offenbar weder abergläubisch noch schwachnervig. Bloß allein die Furcht konnte ihn dazu gemacht haben, und eben diese selbst konnte in einem Menschen von seiner harten, eisernen Natur nur aus dem Bewußtsein einer begangenen bösen That entspringen sein. Solcher Gebanken konnte ich mich unmöglich erwehren, sie kehrten immer und immer wieder.

Während dieser Unterhaltung über abergläubische Dinge befanden wir Beide uns zufällig ganz allein in meinem Verkaufszelte. Als wir nun aber durch den Eintritt eines andern Kunden in unserer Unterhaltung gestört wurden, verließ mich der Abergläubische in auffallender Eile.

Von diesem Tage an kam er nicht mehr so oft als früher und vermied auch sorgfältig jede weitere Unterhaltung. Ich behielt meine Gedanken über ihn gänzlich für mich, stellte jedoch gelegentlich einige Nachforschungen über ihn an, und erfuhr dergestalt, daß er so glücklich gewesen, sich einen vortrefflichen Platz zu sichern, aus dem er und sein Gesellschafter, ein anderer junger Mann,

solch beträchtliche Menge Gold ausbeuteten, daß Beide dadurch steinreich werden mußten. Uebrigens waren sie von Allen, welche sie näher kennen, geschätzt und geachtet.

Drei Wochen später wurde ich in einer finstern Nacht durch den wiederholten lauschhallenden Ruf: „Mord! Mord! Zu Hülfe!“ aus ruhigem Schlafe geweckt. Ich sprang rasch auf, ergriff meine geladenen Revolver und eilte hinaus. Immer noch dauerte das Hülferufen fort und klang von einem Orte her an der Biegung des Flusses, etwa dreihundert Schritte unterhalb meines Zeltes. Fünf Männer, sämmtlich wohlbewaffnet, liefen bereits der Gegend zu, von wo das Geschrei herkam. Ich gesellte mich ihnen bei. Als wir am gesuchten Orte anlangten, standen bereits etliche dreißig Goldgräber in und vor dem Zelte des räthselhaften Mannes, von welchem vorhin die Rede gewesen, denn er war es, der das ganze Lager durch seine Hülferufe aufgeschreckt hatte. Sein Gesellschafter und Zeltgenosse war nämlich ermordet und beraubt worden, und er selbst hatte im Gesicht und am linken Arme eine leichte Wunde erhalten. Er schien ungemein aufgeregt, beklagte seinen theuersten Freund und schwor dem gottlosen Raubmörder blutige Rache. Nach einiger Zeit erst und nach dringenden Fragen vermochten wir etwas Näheres aus ihm herauszubringen, und erfuhren endlich, daß Beide neben einander geschlafen hatten, als ein Räuber unter der leichten Zeltwand hereinbrach, einem der Schläfer das Messer ins Herz stieß und einen großen Sack mit Goldstaub, der unter seinem Kopfe lag, ergriff, um damit zu entfliehen. Er aber, der räthselhafte Mann, war erwacht, hatte den Räuber muthig gepackt und dabei die Wunden erhalten, welche ihn nöthigten, denselben loszulassen.

Als man mit Lichtern in das Zelt drang, gewahrte man schauernd die blutige Bestätigung des soeben Erzählten!

Unbeschreiblich war die Aufregung, die Bestürzung und Wuth, die dieser freche Raubmord unter den Goldgräbern hervorbrachte. Jeder von ihnen fühlte, daß, käme der Thäter unentdeckt und ungestraft davon, keine Sicherheit mehr vorhanden wäre in unserm sonst so ruhigen und friedlichen Thalgrunde. Alle schworen brum einen feierlichen Eid, den Verbrecher, wenn man seiner habhaft werden würde, am nächsten besten Baume aufzuhängen. Eine bedeutende Belohnung wurde ausgesetzt für die glückliche Entdeckung. Man hatte einige Spieler, die unlängst in der Nähe gesehen worden, im Verdacht,



Ein wunderbares Ei.

und ich glaube, daß, wäre ein solcher in den ersten Stunden der Aufregung in die Hände der Entrüsteten gefallen, man ihn zuerst gehängt und dann gerichtet hätte. Bei der ganz aufgeregten Verhandlung sprach ich weniger als alle Andern, denn ich hatte so meinen eigenen Verdacht und ging mit einem Plane um, den ich Niemand anvertrauen wollte.

Der Ermordete wurde so feierlich begraben, als die Umstände solches zuließen. Sein Zeltgenosse, mein abergläubischer Kunde, wurde zusehend immer schweigsamer und niedergeschlagener, hatte keine Lust mehr zur Arbeit, bot seinen Fundplatz und seine Geräthschaften zum Verkauf aus und wollte die Gegend, ja sogar das Goldland, gänzlich verlassen. Vermuthlich wäre er sogleich abgereist, wenn ich ihm nicht zu verstehen gegeben hätte, daß es durchaus nicht schädlich für ihn sei, den Ort zu verlassen, ohne den mindesten Versuch gemacht zu haben, den schuftigen Raubmörder zu entdecken, weil sonst leicht der Verdacht entstehen könnte, daß er, als Freund und Arbeitsgenosse, mehr als er bis jetzt gesagt um die schauerliche Sache wisse. Bei dieser meiner Bemerkung wurde der Mann sehr blaß und erklärte, daß er noch ein ganzes Jahr lang dableiben wollte, wenn dies zur Entbedung des Mörders seines theuren Freundes und Gefährten führen könne.

Am zweiten Abend nach der ruchlosen That versammelten sich, auf meine besondere und bringende Einladung, alle Bewohner der Umgegend vor meinem Zelte, unter ihnen der Freund des Ermordeten. Ich hatte ihnen gesagt, daß ich etwas mitzuthellen habe über das so räthselhafte Verbrechen, und daß ich wahrscheinlich im Stande sein werde, ihnen einen Schlüssel an die Hand zu geben, um den unbekanntem Mörder ausfindig zu machen.

Als Alle beisammen waren und, meiner Weisung gemäß, voller Erwartung der Dinge die da kommen sollten, in einem Halbkreise sich: meinem Zelte gelagert hatten, trat ich, mit einem Ei in der Hand, ernst und schweigend in ihre Mitte und schaute forschend rundum. Nachdem solches geschehen, hielt ich eine kurze Anrede an die Versammlung, worin unter andern auch von natürlichen Erscheinungen und Offenbarungen gesprochen wurde, welche ich als einen Ausfluß der allwaltenden Vorsehung zum Schutze der Unschuld und zur Strafe des Verbrechens darstellte. Auch erwähnte ich, wie die Geister der Ermordeten nicht selten ihre Mörder verfolgen und sie zwingen, ihr Verbrechen zu bekennen, wie Land und Meer ihre schrecklichen Geheim-

nisse herausgeben, und wie man schon gesehen habe, daß die Wunden des meuchlings Ermordeten von Neuem bluteten, wenn der Mörder seinen Körper berührte.

„Und nun, meine Herren“, schloß ich meine Rede, „komme ich zur Hauptsache. In meiner Hand hier halte ich einen eben so sichern Anzeiger, als es jemals einen gegeben hat. Dieses einfache Ei, dem man durchaus nichts Sonderliches ansieht, enthält das Geheimniß des noch unbekanntem Mörders. Sobald er es in die Hand nimmt, wird es in Stücke zerbrechen, und ihr Alle, meine Herren, werdet's mit eigenen Augen sehen, daß das Ei des Ermordeten um Rache schreiendes Blut enthält. Ihr werdet mich wohl entschuldigenden, geehrten Herren und Freunde, daß ich einen Jeden von euch auf die Probe stelle. Wir kennen durchaus nicht unsere gegenseitigen Geheimnisse. Der Mörder des jungen Mannes, den wir gestern begraben haben, befindet sich vielleicht, — ich sage vielleicht, — in unserer Mitte, aber nur der Schuldige braucht dieses Gottesgericht zu fürchten, der Unschuldige wird dasfelbe wagen ohne Zittern und Zagen!“

Bei diesen letzten Worten richtete ich meinen Blick scharf und ernst auf den Mann, welchen ich im Verdacht hatte. Niemals in meinem so vielbewegten Leben sah ich ein solch jammervolles und gespenstiges Gesicht, ein solches Ringen, die äußere Ruhe zu bewahren!

Unter den Anwesenden machte nun das Ei die Runde. Einige ergriffen es mit feierlichem Ernste, Andere leicht und scherzend, als wäre das Ding ein bloßes Spiel zum Zeitvertreib. Etliche wurden etwas bleich, worüber Andere ächelten. Von Hand zu Hand jedoch ging das Ei weiter und gelangte dem mir verdächtigen Manne, für den es eigentlich bestimmt war, immer näher und näher. Bereits konnte ich wahrnehmen, daß er heftig zitterte und daß seine Lippen sich entfärbten.

„Jetzt ist an Ihnen die Reihe, mein Herr!“ agte ich in kaltem, strengem Tone.

„An mir?“ fragte er mit zitternder Stimme, obgleich er zu lächeln versuchte. „Warum — warum soll — soll ich es auch nehmen? War doch der arme Wilson mein — mein bester Freund!“

„Erproben Sie es jetzt“, sagte ich ganz ernst. „Aller Augen sind auf Sie gerichtet! Nun beweisen Sie Ihre Unschuld, wenn Sie können.“

Er warf einen raschen, scheuen Blick um sich, und sah in der That Aller Augen, in denen aufsteigender Verdacht zu lesen war, auf sich gerichtet, und machte sichtlich einen verzweifeln. Ber-

such, ruhig zu erscheinen, athmete schwer auf, wie dem Ersticken nahe, und ergriff das wunderbare, verhängnißvolle Ei, das in seiner krampfhaften Hand zerbrach und dieselbe mit Blut übergoß.

Ein Ausruf des Erstaunens wurde ringsum hörbar und ein Schrei der Verzweiflung entwand sich den Lippen des Glenden, der, auf seine Kniee niedersinkend, die Worte austief: „O Gott der Gnade, vergib mir! Ich habe ihn meuchlings ermordet wegen seines Goldes! Verfluchtes Gold! Herr des Himmels, sei mir Sünder gnädig!“

„Und wie Viele schon vor ihm?“ fragte ich mit strenger Stimme.

„Drei! drei!“ stöhnte der Nuchlose; „barmherziger Gott und Richter, vergib mir!“

Ein Jörn- und Wuthgeschrei machte sich jetzt Luft in der ganzen erregten Versammlung! Schonungslos wurde der Glende festgenommen, fast in Stücke zerrissen und dann fortgeschleppt. In weniger als zehn Minuten hing er zappelnd an einem der nächsten Bäume! . . .

Ich will nur noch beifügen, daß ich das Ei, weil ich, in meinem Innern, von seiner Schuld überzeugt zu sein glaubte, und sicher erwartete, daß er es in seiner abergläubischen Furcht zerdrücken werde, vorher mit flüssiger rother Farbe einfach gefüllt hatte. Die Goldgräber boten mir die, für Entdeckung des Mörders ausgesetzte Belohnung, welche ich jedoch auslug. Den einzigen Zweck, der mir vorschwebte, hatte ich erreicht, nämlich Gerechtigkeit zu erlangen. Thue nichts Böses, so widerfährt dir nichts Böses! Alle sträflichen Werke, auch die verborgensten und geheimsten, werden vor Gottes Gericht gebracht!

#### Aufzuwarten, lieber Mann!

„Ehestand, Wehestand!“ ist ein altes, bekanntes Sprichwort, das jedoch zum Glück nicht immer als Wahrwort gelten kann. Freilich, die traurigen und zänkischen Ehen, drinn heißende und giftige Worte und Bemerkungen gegenseitig an der Tagesordnung sind, fehlen leider nicht, zum Unglück aber fehlt nur allzuoft der Dritte im Bunde, der treue Gott und Heiland, dessen Mahnendes und ermunterndes „Friede sei mit Euch!“ gewißlich manchen Zwist, manche Uneinigkeit von vornherein beschwichtigen würde. Wer trägt die Schuld davon? der Mann oder die Frau? Vielleicht Beide zugleich, und gewöhnlich hat, wie die Straßburger sagen, „Eins 's Häfelein 's Ander 's Deckele verheißt!“

Da hat der Bote neulich ein Stücklein gelesen, das e . . . zu Nutz und Frommen im neuen

Kalender aufstischen will. Sollte sich Eins oder das Andere dadurch getrossen finden und zum Nachdenken bewogen werden, so könnten nur erfreuliche Früchte der Besserung daraus erwachsen. Jetzt zur Sache!

Eine junge, gutmüthige Frau mußte, bald nach der Hochzeit, inne werden, daß ihr Mann nicht war, wie er sein sollte. Er trank zwar nicht und war kein Spieler, sondern fleißig und tüchtig in seinem Berufe, der ihn außerhalb des Hauses rief. Daheim aber konnte ihm nichts zu Dank gemacht werden, daher er entweder mißmüthig stille schwieg oder auch brummte und schnurrte. Heute rief er: „Die Suppe kann kein Mensch essen! keine Spur Salz ist darin!“ Suchte die Gattin ängstlich seinen Geschmack morgen besser zu treffen, so schob der „Murrwaddel“ sicherlich den Teller weg und knurrte: „Verfalzen! ächte Waschlauge!“ Hatte der Wind etwas Staub oder ein welkes Blatt durch's offene Fenster ge- weht, so zuckte er die Achseln und murmelte zwischen den Zähnen: „Saubere Wirthschaft!“ vielleicht gar „Sawwirthschaft!“, denn man verstand's nicht recht. Wurde dann gründlich gefegt und gescheuert, so lief er tobend zur Stube hinaus und schmetterte wild die Thüre hinter sich zu. Zog er ein frisches Hemd an und gab ein Knöpfchen bei seinem unverständigen, raschen Zerren oder Drücken nach, oder fuhr er mit grimmiger Haft in den Strumpf und es glückte ihm, den Nagel der großen Zehe durch eine dünne Stelle zu zwängen, so war er vollends „ganz us'm Hysel“, also daß die arme, junge Hausfrau, trotz aller Nachgiebigkeit und Sanftmuth, es nicht fertig brachte, des Unholbs Schnurren und Murren zu vermeiden oder zu besänftigen. Er schnurrte und brummte Sonntags und Werktags, Morgens, Mittags und Abends, beim geringsten Anlaß und sogar ohne Anlaß; er schimpfte und tabelte, ließ jedoch nie das kleinste Wort der Zufriedenheit und des Lobes hören!

Unter heißen Thränen klagte endlich die bittergeplagte Gattin der erfahrenen Mutter ihr großes Leid. Diese tröstete sie nach besten Kräften und rieth zu noch größerer Sanftmuth und Geduld, was wohl manch' andere Schwiegermutter nicht würde gethan haben. Doch, weil zwischen guten Eheleuten kein Geheimniß sein soll, vertraute sie die Sache ihrem Gatten an, welcher es für ersprießlich erachtete, gelegentlich unter vier Augen, aber sanft und vorsichtig, mit dem angeklagten Schwiegersohn zu sprechen. Finstern Blicks zuckte dieser jedoch die Achseln und meinte voll Anmuth: „Als ich mich zum Heirathen entschloß, hegte ich die süße Hoffnung,

allen kleinen Nöthen und Scheerereien des Junggejellenlebens, das aber dennoch seine Annehmlichkeiten hat, endlich entgangen zu sein. Fehl geschossen! Weber Wäsche noch Kleider sind niemals in Ordnung, das Essen nicht zur gehörigen Zeit fertig oder gar schon kalt, wann ich heimkomme; bald fehlt frisches Wasser, bald Pfeffer und Salz auf dem Tisch! Könnte ich nur ein einzigesmal essen, ohne Dies oder Jenes zu vermissen! Wahrlich, es ist ganz zum Tollwerden!"

"Sollt es wirklich so schlimm bestellt sein", widerrebet der Papa, "dann müßte sich meine Tochter gänzlich verändert haben!"

"Kommen Sie selber mit der Frau Mutter und sehen Sie's mit eigenen Augen! Kommen Sie gleich diesen Abend!"

"Nein, bewahre! wir wollen unsere Tochter nicht so plötzlich überfallen!"

"Nun also, morgen Mittag sind Sie unsere Gäste! Ich will's meiner Frau sagen, und sie wird gewiß sich recht viele Mühe geben. Aber, leider, sie bringt's halt nimmer fertig! Wollte drauf wetten, daß ich mich wieder ärgern muß, bevor ich den ersten Bissen genossen habe!" . . .

Die, auch von der guten Mutter deshalb benachrichtigte junge Frau bot alles auf, um die ernste Probe zur gänzlichen Zufriedenheit zu bestehen, und kurz vor Mittag war ein vortreffliches Mahl fix und fertig. Sie ließ noch schließlich ihren prüfenden Blick im Speisezimmer rund herum wandern; überall die größte Ordnung und Reinlichkeit, das Fenster noch weit geöffnet, damit die Luft frisch bleibe; blendend weißes Tischtuch, reinliche, glänzende Teller, funkelnde Gläser, hell wie Krystall, kurzum nichts fehlte. In einer porzellanenen Vase, mitten auf dem Tisch, prangte sogar ein duftiger Blumenstrauß.

"So, nun mögen sie kommen!" sagte stillbefriedigt die Hausfrau. Aber, o weh, da flog plötzlich ein verwirrtes Bögelein in's Zimmer, schwirrte pfeilschnell hin und her, auch über den gedeckten Tisch und ließ in seiner Angst mitten darauf etwas fallen, fand dann aber glücklich den Ausweg und segelte erleichtert wieder hinaus in das weite Luftmeer.

Starr vor Entsetzen und Schrecken stand die eben noch so seelenvergnügte junge Frau da bei diesem unerwarteten Anblick. Guano, der von weither kommende Vogelung, oder Vogelmist, ist wohl ein gar werthvoller Stoff für Acker und Wiesen, paßt aber durchaus nicht auf einen gedeckten Tisch. Was machen? Rasch umdecken? — Aber da schellt's ja schon! sie kommen pünktlich auf die Minute; man hört sie schon auf der

Treppe! Wie wird der immer Unzufriedene nun triumphiren! Wie wird er spöttisch die Achseln zucken!

Da schießt der Verlegenen ein rettender Gedanke durch den Kopf: blitschnell nimmt sie von einem Nebentisch einen tiefen Teller, wendet ihn um und bedeckt damit die unliebsame Spur des Bögeleins, stellt sodann die Blumenvase darauf und begrüßt ganz unbefangen die eben Eintretenden! "Willkommen, herzlich willkommen, liebe Eltern! es ist recht schön von euch, daß ihr so zeitig erscheint! Auch du sei willkommen, lieber Mann! Nur schnell Platz genommen! Hier steht die Suppe; hier liegt Brod bereit; hier Köffel, Messer und Gabel; dort steht rother und weißer Wein und auch frisches Wasser; Herz, was begehrt du, lieber Mann! Was willst du jetzt noch?"

"Was ich noch will?" brumnte der betroffene Unhold in seiner Enttäuschung, nichts zu tabeln zu finden vor den Schwiegereltern, und macht, statt aufrichtig darüber sich zu freuen, seinen Ingrimm und Aerger durch die gemeinen und rohen Worte Luft: "Was ich will? . . . Vogelmist will ich!" Er bediente sich zwar eines weniger glimpflichen Ausdrucks für Mist, doch wollen wir's dabei bewenden lassen.

Rasch hebt das gute Weibchen mit der Linken die Blumenvase, mit der Rechten den umgestürzten Teller auf, verbeugt sich respektvoll und sagt lächelnd mit schelmischem Blicke: "Vogelmist willst du? . . . Aufzuwarten, lieber Mann!"

Eiskalt durchzuckt's den "Murrwaddel", ungläubig starrte er den Inhalt des Tellers an, nimmt Platz am Tisch und bleibt geraume Zeit stumm wie ein Fisch. Plötzlich aber geht ihm's Maul auf; er lobt Suppe und Gemüse, findet den Braten köstlich und stößt mit sämmtlichen Tischgenossen an: "Auf die Gesundheit und das Wohl meiner lieben Hausfrau!"

Dieser kleine, unvorhergesehene Auftritt brachte die erfreulichsten Folgen hervor. Der sonst so schnurrige Mann wurde freundlich und manierlich und überaus zufrieden. Wollte er je wieder einmal in den alten, wüsten Fehler verfallen, so brauchte das Weibchen ihn nur scharf anzuschauen und neckisch zu fragen: "Mit was kann ich dir noch aufwarten, lieber Mann?" und das aufsteigende Gewitter kam niemals mehr zum Ausbruch.

#### Mitgetheiltes.

Ein guter Freund des Boten, ein vielbesener Mann, hat ihm, unter dem Titel: An die Hauseltern, recht beherzigenswerthe Lehren

und Ermahnungen zugesandt, fest überzeugt, daß dieselben ganz passend wären für einen Volksleser. Auch der Voté ist dieser Ansicht und nimmt daher die freundschaftliche Mittheilung gern und dankend an. Der gute Freund hat nun das Wort. Er beginnt mit der Hausmutter:

Was meinst du, liebe Mutter, wird dir's dein Sohn, deine Tochter, später noch voll Dankbarkeit gedenken, daß du ihnen, um sie über dein Wegfein im Kaffeefränzel oder im Theater zu trösten, ein unpassendes Buch, meinethalben, auch die schönste Schachtel voll von langweiligen Blechfiguren geschenkt hast? Gewiß nicht; aber wenn du deine Kinder in stillen Abendstunden um dich herum sammelst, wenn du anfängst ihnen zu erzählen von Schneewittchen und Rothkäppchen und anderen hübschen Jugendmärchen und Geschichten; wenn du ihnen in herzlichen Worten berichtest vom großen Kinderfreunde, dem die Kleinen segnendes Heiland; wenn du mit deinen Kindern spielst und unter deiner Zauberhand Papierschnitzel und farbige Tuchläppchen zu den schönsten Puppen sich gestalten, ein Kistchen voll hölzernen Baumaterial Stoff liefert zu wundernetten Häusern, Kirchen und Palästen; wenn du für die großen und kleinen Angelegenheiten und Vorkommnisse deiner Kinder ein offenes Ohr und theilnehmendes Herz hast; wenn du deiner heranwachsenden Tochter die vertrauteste Beratherin bist, wenn du es verstehst, den Platz zu deinen Füßen auch dem älter gewordenen Sohne noch zu einem geheiligten und gern gesuchten zu machen, wo's ihm wohl und gemüthlich wird, wenn der theuern Mutter Hand ihm sanft durch die Locken streichelt, wenn dein milbes Auge ihn, ohne viele Worte fragt, wie es steht um seines Herzens Reinheit und Anschulb . . . dann, nur dann werden deine Kinder dir das nie, nie vergessen, ja, in alle Ewigkeit nicht, denn du hast deiner Söhne und Töchter wahres Glück gefördert!

Nun gilt es dir, lieber Vater! Wird einst dein Sohn, wenn du längst eingegangen bist zur ewigen Ruhe, sich noch freuen darüber, daß du vor Jahren das große Wort führtest am Stammtische des Wirthshauses oder der Bierstube, daß du, als Meister im Anordnen von Ausflügen, Lustpartien und Gesellschaften, den Dank von Männern und Frauen empfangst, während deine Kinder zu Hause sich langweilen oder listernen Herzens lustwandeln in dem schlüpfrigen Garten Leib und Seele vergiftender, unreiner Literatur? Das erwarte nicht! Weißt du aber des Abends im Kreise deiner Kinder, bist du willig und bereit, nöthigenfalls, bei Hausaufgaben des

Lehrers oder der Lehrerin, den gebulbigen Berather und Aushelfer zu machen, bist du auf diese Weise der Hauslehrer, welcher der Schule Arbeit unterstützt und befestigt, holst du, als guter Hausvater, aus dem Schatze deiner Erfahrungen Altes und Neues hervor, fügst du, aus des Großvaters und Urgroßvaters Erlebnissen, oder auch aus der Geschichte der heimischen Gemeinde und des gesammten Vaterlandes, Erzählung an Erzählung bei, ziehest du des Sonntags, nach dem Gottesdienste, mit deiner Jugend hinaus in's Freie, durchstreifst Feld und Flur und Wald; bist du den Mädchen ein Vorbild der Sinnigkeit im Sammeln und Ordnen eines Straußes, den Knaben ein mannhaftes Muster im Marschiren, im Ertragen von Hitze und Kälte, von Hunger und Durst . . . o, fürwahr, ein solches Zusammenleben mit den Kindern, das halten diese fest in dankbarem Herzen, du bist und bleibst in ihren Augen der Patriarch, das Vorbild aller Manneswürde und Vaterlehre, und im Innersten ihres Gewissens werden einst deine Söhne, wenn sie selbst Väter geworden, sich gebunden und geneigt fühlen ihre Kinder auch so glücklich zu machen, wie du die deinigen gemacht hast. Darum, laß uns unsern Kindern leben! Wie schön und erhehend ist ein inniges, segenspendendes Familienleben, wie schmückt und erheitert es unsere oft so mühevollen Pilgerfahrt!

Und jetzt, zum guten Schluß, noch einige alte, einfache Liederverse:

Hilf, Gott, daß unre Kinderzucht  
Geschehe stets mit Ruh und Frucht,  
Und aus dem Mund der Kinder dir  
Ein Lob erköne für und für.

Behüte sie vor Aergerniß,  
Mach' sie des rechten Wegs gewiß,  
Wo ihnen kein Verführer naht  
Mit gift'gem Reiz zu böser That!

Nimm ihre Seelen wohl in Acht,  
Beschirme sie mit deiner Macht,  
Damit sie dich verlassen nie;  
Dein Engel lagre sich um sie!

Erleuchte sie mit deinem Schein;  
Laß sie zum Lernen willig sein;  
An Gnad' und Weisheit immerdar  
Zunehmen lieblich Jahr für Jahr!

#### Spott zum Schaden.

Ein Gärtner, der den auffallenden Namen Todt trug, hatte in seinem umzäunten Garten hinter dem Hause schönes, prachtvolles Kraut gezogen, an dem er wahre Herzensfreunde fühlte und schon zum Voraus den hohen Preis berechnete, um den er's zu verkaufen hoffte. Als der gute Mann eines Morgens, nach einer finstern



und stürmischen Nacht, zum Fenster hinaus in den Garten schaute, konnte er keinen einzigen seiner Krautköpfe mehr entdecken; sie waren alle sammt und sonders nächtlich gestohlen worden! O des Jammers! Hastig eilte er hinab und gewahrte mitten auf dem verwüsteten, zerstampften leeren Krautstück einen in die Erde gestoßenen Stecken, an dem ein Blatt Papier hing, worauf mit großen Buchstaben geschrieben stand:

„Kein Kraut ist für den Todt gewachsen,  
Nicht hierzuland und nicht in Sachsen!“

### Ein stürmischer Abend.

Lebensbild nach der Natur, aber nicht zur Nachahmung.  
(In Straßburger Mundart.)

Betrübt sitzt d' Bärwel d'heim un waart't uff ihre=n=  
Alte,

Der sich's nit nemme looßt Blömondada als ze halte;  
Die böes Gewohnheit stammt us früjhre Johre her,  
Un for sie abgeben fallt ihrem Männel schwer,  
Denn 's ich im Schaklob wohl by lücht'ge Kame=  
rade,

Die geijseytti sich zuem Ruefle gern ynlade.  
Sie striche 's meist vor's Thor, wo wöfler ich d'r Wyn,  
Un durfle z'Domes spoot mit Dampf in d'Stadt eryn.  
D'r Schaklob bringt de Ruch im lieue Wynel heime,  
Schlupft stille=n=in syn Bett und fangt ball an ze  
träume;

Wenn d' Bärwel anwer schilt, kummt er so zuegedekt,  
Ze gitt's e kleini Haß, die d'Lyf im Huus verschredt.—  
Na, dißmol wurd's so gehn, denn d' Bärwel het e  
Gawwel,

Un do ich's 're nit genn ze halte=n=ihre Schnawel!  
„Bekäemt m'r do kein Zorn, 's ich, myner Sechs, au  
wohr,

Ze häet m'r gar kein Gall! Hyt kumm ich 'm in d'Hoor!  
Zeh jaa m'r nurr Ein Mensch — es wurd gleich zehni  
schlaue —

Do kriejft m'r doch e Wueth, 's ich wärli nit ze saue!  
D'Bluetwürst die wäre kalt un d'föschber Kuttelstupp;  
Ich habb mi so druff g'frat! Do huck ich in d'r Stubb  
Noch muederleeli 'lein; myn Hunger ich vergange,  
'S beicht Esse g'schmedt m'r nit, soll ich ellein zuelange.  
Na, kummt d'r Schaklob nurr, Speldaafel gitt's ge=  
wiß,

Denn 's steckt m'r dick im Kropf; i steh uff d'hintre  
Füß!

De Kames will ich imm herzast erunter mache,  
I föercht mi hinnicht nit, wenn er m'r eins will bache!  
Zeh Finger howe ich au ein gueti Näejel dran —  
Ich diß er Herzeleid, het m'r e jo e Mann! . . .  
Still! . . . Still! . . . es ich m'r z'Sinn d'huus=  
thiler ich ewwe g'gange;

'S wurd wohl d'r Schaklob b sinn, 's ich wärzig  
Zyt anfangel!

I glaub, er bringt m'r gar e ferme Dämbes mit,  
Er keijt jo d'Stäij eruff!“ . . . „Frau, worum zündest  
m'r nit!

Se, Bärwel, bring e Liedt! Wenn Dich nurr däete  
d'Ente

Bertrette! Höerst de nit? Do dapp ich an de Wände

Erum! Ze soll doch au d'r Dunnder schlaue dryn,  
Schier bin i b'jawelt! Po, 's ich nurr Blömondada=  
wyn!

Na, Bärwel, bißh de taub? Du sollsch dym Männel  
züende,

Ich kann jo, wie verbert, 's Huuechre gar nit finde!“ . . .  
So ruest d'r Schaklob drus; syn Frau geht mit 'm  
Liedt

Vor d'Thür: „Ich's jehert Zyt? Wie der nooch  
Wyngeist riecht!

Hör, Schaklob, jaa m'r nurr ich's au ze permettiere,  
Daß d'usblybst bis in d'Naacht? M'r köenne's nimm  
usführe!

'S ich wohr, mit dym Gelumps mueß Alles schiewes  
gehn,

Un wenn d' nit andersch wurrsch, ze könne m'r nimm  
b'iehn!

Im Lump mach e=n=End! Uff un d'ron ze lause  
Bin ich gezwunge sunsch; 's ich böes halt yngekaufe,  
Wenn m'r kein Geld meh het!“ . . . „Hör, Bärwel,  
spaar die G'päß!

'S Gebreddis macht mi wild, dnoh pouck i d'r in's  
G'fräß!

Es ich m'r nit im Strumpf rich so loon abzebuße,  
D' halt dym Waffel zue, denn 's Schelte kann nit nutze!  
Was hecht de z'Naacht gerüsch?“ . . . „Bluetwürst un  
Kuttelstupp;

'S steht uff'm Herd noch drus“ . . . „Ze hol's eryn in  
d'Stubb!

Na, nurr e bissel flink, i möecht in's Bett hall leije,  
Denn 's ich m'r schwer im Kropf! Zuem Schinder, witt  
di rajje!

'S duurt jo e=n=Ewigkeit!“ . . . „Poß Herrschaft un kein  
End!

Was der e Lärme macht! M'r meint jo grad es brennt!  
Ich diß e Kummehirs! . . . Do sä, stopf dyne Schnawel;  
Do steht dyn Esse schunn, un Löffel, Messer, Gawwel.“  
D'r Mann sitzt an de Tisch, verluecht e Löffel voll:  
„Was Deucherts ich denn diß? Du bringst ebbs schödens  
emol!

Sie rauchelts jo dyn Supp! Kannsch dich loon heime  
geije

Un döerssch mit dym Gekochs nit an de Lade leije!“ . . .  
„Du Lump, bißschuldi dran! Gängst heime n=in d'r Zyt.  
Ze brücht m'r nit so lang erumzefahre mit!“ . . .

„Was jaast? Ich bin e Lump! I will d'r ne=n=yn=  
striche!“ —

„Zai, untersteh di 's nurr! — Halt, halt! o Zemerliche!  
„Looß m'r nurr d'Schüssel gang! M'r han sunsch feini  
meh,

Wenn die kapores ich! . . . Do leijt sie schunn, o weh!“ . . .  
D'r Schaklob jorni ruest: „Mit dir soll's au so kumme,  
Du Ripp, du Lumpemensch! Diß heich de von dym  
Brumme! . . .

In d'Rüche retiriert sich g'schwindli d' Frau jehst nuß,  
Un 's Männel fyrt 're nooch, wie wüethi, mit hym Fuuß.  
Dort geht d'Badalli los, fast gar uff Doot un Lewe:  
Gebisse wurd, gekraht un satti Daachle gene!

Doch d' Bärwel halt't am End' un Gnab' un  
Fridde=n=an:

Schaklob, i habb genue! Sei kein jo böeser Mann!“

D. H. B.

## Die hauptsächlichsten Weltbegebenheiten im verfloffenen Jahre.

(Anfangs September 1882 bis Anfangs August 1883.)

Im vorigen Jahre haben wir unsern Lesern noch das Bombardement von Alexandrien durch die Engländer mitgetheilt, sowie, daß die Franzosen sich nicht an demselben beteiligten. In Folge dessen gab es in Frankreich eine ganze Reihe von Ministerkrisen, bis im Februar 1883 Herr Jules Ferry mit fester Hand die Zügel der Regierung ergriff.

Wir kommen nun nach Egypten zurück, wo die Engländer viele Streitkräfte unter dem bewährten Feldhern Sir Garnet Wolseley und einem der vielen Söhne der Königin hinschickten. In der That machten die englische Gardecavallerie und die schottische Infanterie wenig Federlesens mit den armfeligen ägyptischen Banden; Wolseley hielt die Ägypter von Alexandrien aus im Schach, änderte dann seine Operationsbasis und griff sie von Osten, vom Suezkanal her, an. Die englische Cavallerie hieb die armen Teufel bei Kassassin in die Pfanne und acht Tage darauf erstürmten die Schotten und die Indobritten das ägyptische Lager bei Tel-el-Kebir, worauf das ganze Regierungswesen von Arabi Pascha zerstob. Er wurde nach einer Art von Prozeß auf der Insel Ceylon internirt und mehrere seiner Spießgesellen, die notorisch an den Mezeleien in Alexandrien, in Tantah, &c., schuldig waren, wurden, unter Beobachtung aller Förmlichkeiten, mit großer Feierlichkeit aufgehangen.

Damit aber war Egypten eine englische Provinz und der Khedive oder Bizkönig aus einem Unterthan des Sultans der Schatten eines Statthalters der Engländer geworden.

Durch diese Ereignisse war England in einen Gegensatz zu Frankreich gerathen. Dazu kam, daß das politische Bündniß zwischen Deutschland und Oesterreich ein offenbar immer engeres wurde. König Humbert von Italien schloß sich demselben sehr enge an, und so stand Frankreich ganz isolirt da. Unerwarteter Weise kam dazu noch am Neujahr ein furchtbarer Schlag: Gambetta verletzte sich, mit einem Revolver spielend, am Arm und wurde zu mehrwöchentlicher vollständiger Ruhe genöthigt, konnte aber den Freuden der Tafel nicht so entsagen, wie es bei der ihm ungewohnten Lebensart nothwendig gewesen wäre. Plötzlich trat eine Unterleibsfrankheit hinzu und raffte den

erst 45 Jahre alten, großen Patrioten binnen wenigen Tagen dahin; er verschied einige Minuten vor dem Jahreswechsel. Daß dieser Schlag für Frankreich ein furchtbarer war, zeigte sich sogleich; denn alle Monarchisten hoben nun die Köpfe in die Höhe. Prinz Jerome Napoleon, der sogenannte Plon-Plon, brachte geschwind ein Manifest zu Stande, wofür er mit einer mehrwöchentlichen Untersuchungshaft blühte, allein von den französischen Richtern, welche sich auf's Mückensteigen und Kameelverschlucken noch von Louis Napoleon her ausgezeichnet verstanden, schuldlos befunden wurde. Die Untriebe der Legitimisten waren geradezu frech und man wisperte von Vorbereitungen zu orleanistischen Staatsstreichen unter den Truppen. Zudem wurden die französischen Minister, einer nach dem andern schwer krank, und es hatte ganz den Anschein, als sei auch die französische Republik von gefährlichem Siechthum ergriffen. Endlich gelang es, wie oben gesagt, Herrn Jules Ferry mit Hülfe des Generals Thibaudin ein Ministerium zu bilden, das den Muth hatte, die räntespinnenden Prinzen von Orleans aus der Armee zu entlassen und ein Gesetz gegen die Prätendenten in Senat und Deputirtenkammer durchzusetzen. Der üble Eindruck der um's Neujahr herum sich abspielenden Ereignisse wurde noch durch den am 4. Januar erfolgten Tod des Generals Chanzy, welcher indessen in der letzten Zeit viel mit den Orleanisten geliebäugelt hatte, verschärft. Die Republik war auch in Asien nicht glücklich; Der von ihren Vorgängern angefangene Feldzug in Tonkin führte im Mai zu einer schweren Niederlage des als Bürger, Schriftsteller und Offizier gleich ausgezeichneten Schiffskapitäns Rivière, des französischen Commandanten der Festung Hanoi, welcher bei einem Ansfalle aus derselben in einen Hinterhalt gerathen war und neben mehreren andern Offizieren den Heldentod fand. Seit her ist diese Scharte durch Ausfälle aus der Weste Nambieh mehr ausgeglichen worden, allein die Todten stehen nicht mehr auf. Dagegen gelang es den Franzosen, sich wieder in den Besitz des madagassischen Hafens von Tamatave zu setzen und wie scheel auch die Engländer sowie andere dazu sahen, so fanden sie es doch für zweckmäßig

die Madagassen oder Howas, welche in ganz Europa und in Amerika um Hülfe gebeten hatten, im Stiche zu lassen.

Schon seit langer Zeit war die Rede davon, es solle die Krönung des jungen Kaisers von Rußland mit großem Pomp in Moskau stattfinden. Sie wurde aber immer wieder, aus Furcht vor den Nihilisten und ihren Attentaten verschoben. Endlich aber faßte der Czar den Entschluß, die Krönung am 27. Mai 1883 (neuen Styls) vornehmen zu lassen, und siehe da, das ganze, drei Wochen lang dauernde, ungemein glanzvolle Feste umfassende Programm konnte von Anfang bis zu Ende ohne den geringsten Unfall durchgeführt werden, freilich, unter dem Schutze von 55,000 Mann Militärs und vielleicht von 5 oder 6000 Mann Gendarmen und Polizei. Indessen die Krönung ging ohne Unfall vorüber, und der Czar wurde von seinem begeistertsten Volke als der Herrgott auf Erden betrachtet; es gab einige Steuererleichterungen für das Landvolk, einige Begnadigungen von politischen und gemeinen Verbrechern, einen ganzen Regen von Orden und militärischen Beförderungen; politische Reformen oder Fortschritte blieben dagegen vollständig aus. Wenn das dem russischen Volke genug ist, so kann sich der Kalendermacher auch damit zufrieden geben.

Mittlerweile zeigte aber eine andere Majestät ihr gefürchtetes und wirklich schreckliches Antlitz an den Ufern des mittelländischen Meeres. Die Cholera kam vom Gangessthal her, wo sie einheimisch zu sein pflegt, ungehindert von den Engländern, nach Egypten und schlug dort am 23. Juni in Damiette ihr fürchterliches Lager auf. Von da verbreitete sich die Epidemie aus, ebenso langsam als sicher vorschreitend über ganz Egypten und erschien am 20. Juli in Cairo. Auch die Engländer, welche weder etwas gethan haben, sie von Egypten abzuhalten, noch dazu beitragen wollten, daß Europa davon verschont werde, in der Zuversicht, der Londoner Nebel werde schon dafür sorgen, daß sie nicht in London ausbreche, litten darunter, und auch ihre Truppen wurden stark heimgesucht. Die Engländer gestehen amtlich, daß 7000 Personen bis Ende Juli in Egypten an der Cholera umkamen; es sollen aber in Wahrheit drei Mal so viele Opfer gestorben sein und es dürften wohl zweihundert englische Soldaten und wenigstens ein halbes Dutzend von Offi-

zieren der Epidemie erlegen sein. Die Aerzte des Continents behaupten zuversichtlich, es wäre den Engländern leicht möglich gewesen, die furchtbare Krankheit von Egypten abzuhalten; allein die Interessen ihres Handelsverkehrs seien ihnen mehr werth gewesen als die vielen Menschenleben. Trotzdem sagt man, daß wir in einem civilisirten, christlichen Jahrhundert leben; allein der Tanz um das goldene Kalb und der entsetzliche Molochdienst sind in anderer Form, aber ebenso scheußlich da, wie zu Zeiten des alten Moses!

Von Deutschland ist, um hier zu schließen, wenig zu berichten, als daß der greise Kaiser noch immer gesund bei Paraden und Heerschauen herumreitet und im August 1883 den Kaiser von Oesterreich in Ischl besucht, während sein Premierminister, schwer an Nervenschmerzen leidend, von den Quellen zu Kissingen Linderung seines Uebels verlangt.

\* \* \*

Um von minder wichtigen Persönlichkeiten zu schweigen, wollen wir anführen, daß nach dem Tode von Chanzy am 21. Januar Prinz Karl von Preußen, der letzte Bruder des Kaisers, am 22. Januar der berühmte Straßburger Künstler Gustav Doré, am 24. Januar der große Komponist Flotow, am 28. Januar der in Straßburg und in Frankreich rühmlich bekannte Chirurg, Professor Sedillot, am 13. Februar der gewaltige Reformator der Musik, Richard Wagner, am 11. März der staatskluge russische Reichskanzler Fürst Gortschakow, am 8. April der ebenso wichtige als fanatische Vorkämpfer der Ultramontanen, Louis Vuillot, am 25. April der Akademiker und Romanschreiber Jules Sandeau, am 29. April ein wahrer Vater des Volks, der Nationalökonom Schulze-Delitzsch, am 24. Mai der berühmte Physiologe Professor Valentin und am gleichen Tage der treffliche Schriftsteller und theoretische Politiker Laboulaye, Tags darauf die legendenhafte Gestalt Abbekaders und am 14. Juli der große Wiener Architekt Baron Heinrich Ferstel das Zeitliche segneten. Gambetta und Chanzy haben wir schon anderwärts erwähnt.

\* \* \*

Die Unglückschronik des mit dem Juli ablaufenden Jahres ist eine furchtbare. Sie beginnt, um von frühern geringern Unglücksfällen zu

schweigen, am 20. Oktober mit einem furchtbaren Orkan auf der Insel Manilla, der mehrere Dörfer zerstörte und hunderte von Menschenleben forderte, am 18. Dezember mit der Explosion der Patronenfabrik im Mont Valerien, bei 20 Todten; am 20. Dezember zu Dortmund bricht in der Kohlengrube Hardenberg das Förderseil, wodurch 22 Personen das Leben verlieren; am 23. Dezember bringt die beginnende stürmische Witterung eine Menge von Schiffbrüchen auf dem mittelländischen und auf dem atlantischen Meere; diesen ist auch am 29. Dezember der Einsturz des Kamins einer Fabrik in Bradford mit 41 Todesfällen hinzuzufügen. Am 25. Dezember fängt die Reihe von großen bis zum 10. Januar fortdauernden Hochwassern am Rhein und seinen Zuflüssen an, welche mit dem Namen „die Sündfluth am Rhein“ bezeichnet wurde. Dammbüche, Einsturz von Dörfern und Brücken und das Umschlagen von Rähnen veranlassen einen unmittelbaren Verlust von über 100 Menschenleben; in der Pfalz allein sind 1100 Häuser eingestürzt. Am 9. Januar bei einem Gasthofbrand in Milwaukee (Nordamerika) kommen über 80 Menschen um; am 12. Januar beim Untergang der „Amelie“ an der französischen Mittelmeerküste ertrinken 27 Menschen; am 13. kommen beim Circusbrand zu Verditschew bei 400 Menschen um; am 15. werden in der Schwefelgrube Arciprete bei Palermo 22 Arbeiter verschüttet; am 19. erfolgen in der Pulverfabrik von Muiden bei Amsterdam drei Explosionen, in welchen bei 20 Menschen getödtet werden; am gleichen Tage geht in der Nordsee die „Cimbria“ mit 450 Menschen unter. Am 20. Januar kostet ein Eisenbahnbrand bei Los Angeles, einer Station der Südpazificbahn in Neu-Mexiko, über 20 Menschen das Leben; am 21. fliegt eine Pulvermühle bei Berkeley bei San Francisco in sieben Explosionen auf und tödtet bei 40 Chinesen; vom 27. bis 31. Januar Stürme an der englischen Küste, im Mittelmeer und in Ostasien bei den Philippinen mit einer Menge entsetzlicher Schiffbrüche.

Im Februar kostet eine Panik in einer Fabrik zu Bombay 23 Menschen das Leben; vom 4. bis 14. finden im Westen der Vereinigten Staaten große Ueberschwemmungen statt, welche hunderte von Menschenleben und tausende von Häusern verschlingen; am 14. verschwindet der Dam-

pfer „Cypres“ auf dem Wege von Stockholm nach Finnland mit 50 Personen spurlos in der Ostsee; am 16. stürzt zu Braidwell im Staate Illinois das Bergwerk der sogenannten Diamantgrube ein und begräbt 62 Personen.

Am 5. März ertrinken beim Untergang des Dampfers Navarra auf der Fahrt von Kopenhagen nach Leith 66 Personen; am 6. März gehen mit 17 Schiffen der Schollenfischer von Noddergat in Holland 83 derselben unter; vom 8. bis 14. März Schiffunglück in Masse an den Küsten der Nordsee und des Kanals von Großbritannien und Frankreich; bei 200 Personen ertrinken; am 14. brennen 100 Häuser in der peruvianischen Stadt Iquique ab und am 16. brennt Forestcity in Kalifornien ab; an beiden Orten kommen viele Menschen um; ebenso am 15. unter den vom Ararat herabstürzenden und viele Ortschaften zerstörenden Lawinen; am 20. verbrennt und stürzt ein Circus in Neu-Orleans ein; allein durch die Panik kommen gegen 30 Personen um. Am 30. März fordert eine Ueberschwemmung des Donez bei Charkow viele Menschenopfer; am 31. werden von einer Kesselplosion zu Marnaval in der Haute-Marne über 30 Personen getödtet und gegen 100 verwundet.

Am 1. April geht der englische Dampfer Wykeham auf der Reise von Cardiff nach Port-Said mit Mann und Maus unter; am 4. bricht in der Jesuskirche zu Nizza bei einer Todtenfeier ein kleiner Brand und eine große Panik aus, der gegen 20 Personen zum Opfer fallen; am 6. werden zu Passocorrese bei Rom durch eine Explosion des zur Eisenbahn gehörenden Dynamitlagers über 20 Personen getödtet und ebenso viele verwundet; am 15. schlagen Boote auf einem See bei Sekunderabad in Indien um; 67 Personen ertrinken; am 19. verbrennen zu Delhi 2000 Häuser, viele Menschenopfer; am 22. zerstört ein Wirbelsturm im Staate Mississipi hunderte von Häusern und gegen 300 Menschenleben; am 24. ertrinken bei einem Zusammenstoß der Segelschiffe County of Aberdeen und British Commerce im Kanal 25 Mann; am 26. fordert ein schlagendes Wetter im Bergwerk zu Vessèges im Garddepartement wenigstens 40 Opfer; am 28. herrschen Stürme im Mittelmeer und zugleich ein Erdbeben am Aetna, die viele Opfer fordern; am 29. verbrennt an der Küste von Vancouver der

Dampfer Grappler; der Kapitän und 50 Personen, meistens Chinesen, ertrinken.

Am 1. Mai zerstört ein Erdbeben einen Theil der persischen Stadt Täbris, wobei hunderte von Menschen umkommen; am 9. stoßen zu Grimsby in England drei Bahnzüge zusammen; es giebt 20 Tödt und 60 Verwundete; vom 18. bis 20. herrschen wieder Wirbelstürme und Ueberschwemmungen in Wisconsin, Dacotah und Illinois, wobei mehrere Städte zerstört werden und Hunderte von Menschenleben zu Grunde gehen; am 27. ertrinken bei einer Ueberfahrt über den Tiffin bei Nobara 22 Arbeiter und werden 73 Kinder ihrer Väter beraubt; am 30. fordert eine Panik auf der neuen Brücke von New-York nach Brooklyn gegen 20 Menschenopfer und vom 20. auf den 30. herrscht in Vera-Cruz das gelbe Fieber.

Am 3. Juni kostet ein Einsturz in den Schieferwerken von Paperie bei Angers über 20 Menschenopfer; am 8. thut ein Blitschlag in's Pulvermagazin der albanesischen Stadt Scutari die gleiche Wirkung und zerstört den Bazar; am 16. Juni findet wieder einmal eine Panik am Schlusse einer Kindervorstellung zu Victoriahall in Sunderland statt, wobei 186 Kinder umkommen. Vom 20. auf den 22. ertrinken an verschiedenen Stellen bei den Ueberschwemmungen in Schlesien gegen 20 Personen; am 24. sterben durch einen Theaterbrand zu Derrio bei Como 47 Personen; in der gleichen Zeit fordert eine kurze Gelbfieber-epidemie in New-York gegen 1000 Opfer.

Am 2. Juli schlägt die „Daphne“ bei ihrem Stapellaufe in Vinthouse zu Glasgow um und ertränkt bei 100 Personen; am 5. findet eine furchtbare Ueberschwemmung in Ostindien statt; Tausende von Häusern und Hunderte von Menschenleben gehen zu Grund; am 12. fordert eine Ueberschwemmung in Canada viele Menschenopfer; ebenso am 15. eine Feuersbrunst in Agypten mikkos und Vrbeica; am 22. wüthen abermals Stürme in Dacotah, während derer viele Menschen umkommen; am 23. stürzt der Landungsstamm auf dem Patapsca bei Baltimore ein und es ertrinken bei 90 Personen; am 28. werden die Städte Casamicciola, Forio und Laco Amenio durch ein Erdbeben zerstört und über 5000 Personen getödtet; am gleichen Tage findet am Niagarafall ein Eisenbahnunfall statt, bei dem

über 20 Personen getödtet werden; am 29. sterben von schlagendem Wetter bei einem Bergmannsfest in Saarbrücken gegen 20 Personen; am 30. kommen auf der Ueberfahrt von Honolulu nach London 55 Kinder an Masern und der Diphtheritis um; am gleichen Tage kostet eine Gasexplosion aus einer Schwefelquelle bei Caltanissetta in Sizilien gegen 30 Personen das Leben und am 31. fällt auf der Denver-Miogradebahn am Canon und Gunnisonfluß ein ganzer Bahnzug in's Wasser, wobei 140 Personen ertrinken.

#### Der entmuthigte Küster.

Das weitläufige, so vortrefflich verwaltete Straßburger Hospital, schlechtweg „Burrjerhospital“ genannt, erhält bisweilen im Scherz die ausgezeichnete Benennung eines fürstlichen Schlosses im Sachsenland, nämlich: das Altenburgerjchloß, ein Eigenthum des Großherzogs von Sachsen-Gotha. Spricht man's im Elsäßer Dialekt aus und betont's ein wenig anders, so bekommt dies Wort auch eine andere Bedeutung und wird dann 's alte Burrjer Schloß, das Schloß für alte, meistens unbemittelte Bürger, die Pfriündner („Pfriühner“ sagen die Straßburger), die darin sorgenlos und gut gepflegt den Abend ihres oft gar mühevollen Lebens, in welchem sie, aus einer oder der anderen Ursache, auf keinen grünen Zweig hatten gelangen können, still zubringen. Wir wollen uns nun in Gedanken nach dem wahren, auf einer Anhöhe liegenden Altenburgerschloß versetzen.

Der Hofprediger in Altenburg, Doktor Neuchlin, ging einst beim Glatteis, in Begleitung seines Küsters, der gern einen lustigen Witz machte, den Schloßberg hinauf, um droben seine Predigt zu halten. An einer gähen, höchst glatten und schwierigen Stelle, wo's schien, daß man unmöglich weiter vorwärts steigen könne, meinte der Sakristan ganz entmuthigt: „Aber, Gueer Hochwürden, nun stehen die Ochsen am Berge!“ — „So, so!“ entgegnete Neuchlin trocken, „ist das Seine Meinung?“ und setzte lächelnd hinzu: „Meib Er nur stehen; ich, für mein Theil, getraue mir schon allein hinauf zu kommen!“

#### Auflösung der Räthselnüsse.

(ϣημαχσος ϣημαχσος)  
 ϣημαχσος IA — ϣημαχσος IA — ϣημαχσος IA — ϣημαχσος IA — ϣημαχσος IA — ϣημαχσος IA  
 ϣημαχσος IA — ϣημαχσος IA — ϣημαχσος IA — ϣημαχσος IA — ϣημαχσος IA — ϣημαχσος IA  
 ϣημαχσος IA — ϣημαχσος IA — ϣημαχσος IA — ϣημαχσος IA — ϣημαχσος IA — ϣημαχσος IA